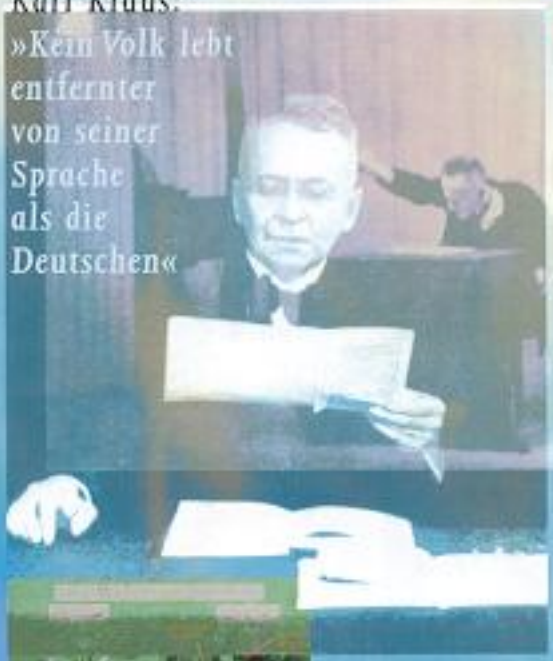
literatur

konkret

Nr. 24, 1999/2000
DM 7,80

Karl Kraus:
»Kein Volk lebt entfernter von seiner Sprache als die Deutschen«



1999

Peter O. Chotjewitz
Layla Dawson
Christel Dormagen
Christian Eggers
Hermann L. Gremliza
Gerhard Henschel
Jens Hoffmann
Marit Hofmann
Peter Köhler
Christian Meurer
Horst Pankow
Erwin Riess
Joachim Rohloff
Jürgen Roth
Michael Rudolf
Frank Schäfer
Gerhard Scheit
Oliver Maria Schmitt
Gunnar Schubert
Georg Seeßlen
Kay Sokolowsky
Mark-Stefan Tietze
Horst Tomayer
Kayk Wieland

Sprache im humanitären Einsatz.

in Literatur konkret 1999

Editorial

Dementia nationalis von Gerhard Scheit
Von den Phrasen der Arbeiterbewegung zu den Phrasen der Volksgemeinschaft: Die Sprachkritik von Karl Kraus resultiert in der Kritik der Nation

Sprache im humanitären Einsatz von Georg Seeßlen
Anmerkungen zur Balkanisierung des Balkans im Namen der moralischen Gewißheit

Rassentum von Gerhard Henschel
Ein Volk redet Hackfleisch. Über die nationalsozialistische Sprachregelung

»Ich gehöre dazu« von Erwin Riess
Realer Sozialismus – sub specie Judaeorum. Über Victor Klemperers Tagebücher 1945-59

Sprachloser nie von Peter O. Chotjewitz
Ein Plädoyer für die Abschaffung der Literaturkritik

Ran ans Stammwort! von Jürgen Roth
Von der Aufklärung zur Entwelschung: Die Geschichte der Sprachkritik in Deutschland ist keine der Beförderung der Humanität

Wider das freche Menschenwort von Frank Schäfer
Über Fritz Mauthner, der vor 100 Jahren die landläufige Sprachskepsis philosophisch grundierte

Das Wort als Wille zum Bluff von Peter Köhler
Eckhard Henscheids Sprachkritik – eine Sprachkritikkritik

Nicht der Rede wert? von Christel Dormagen
Luise Pusch und die feministische Sprachkritik

Unbeängstigt von Rayk Wieland
Anmerkungen zu den Gedichten von Peter Hacks

Äh=Tümelei von Kay Sokolowsky
Als Privatmythologie grandios, als Sprachtheorie untauglich: Arno Schmidts Lehre von der phonetischen Anordnung der Worte im menschlichen Gehirn

Die Emanzipation des Klomannes von Hermann L. Gremliza

Von der Rozznjogd zu den Lieben Mördern von Gerhard Scheit
Peter Turrini: Lesebuch 1-3. Hg. v. Silke Hassler und Klaus Siblewski. Luchterhand Verlag, München 1999, 3 Bände, zus. 1.310 Seiten, zus. 144 MarkRezension

Volksgenossen von Jens Hoffmann
Rezensionen

Neues von der Erlenhöhle von Christian Meurer
Franz Josef Degenhardt: Für ewig und drei Tage. Roman. Aufbau Verlag, Berlin 1999, 350 Seiten, 38 MarkRezension

Wachteljagd und Knastalltag von Peter Köhler

Tom Wolfe: Ein ganzer Kerl. Roman. Aus dem Amerikanischen von Benjamin Schwarz. Kindler, München 1999, 925 Seiten, 54 MarkRezension

Jericho-Komplex von Michael Rudolf

Friedrich Christian Delius: Die Flatterzunge. Erzählung. Rowohlt, Reinbek 1999, 144 Seiten, 29,80 Mark.Rezension

Replik auf ein Gedicht von Horst Tomayer

Finale Vertuschung von Layla Dawson

Philip Roth: Mein Mann, der Kommunist. Rowohlt, Reinbek 1999, 376 Seiten, 45 MarkRezension

Fettes Kraut von Mark-Stefan Tietze

Oliver Maria Schmitt/Jürgen Wissarionowitsch Jonas: Gute Güte, Göthe! Bizarres und Behämmertes aus 250 Jahren deutschen Goethetums. Haffmans, Zürich 1999, 220 Seiten, 24 MarkEckhard Henscheid: Goethe unter den Frauen. Mit Illustrationen von Klaus Ensikat. Alexander Fest Verlag, Berlin 1999, 230 Seiten, 39,80 MarkRezensionen

Bier für Heimweh von Joachim Rohloff

Günter de Bruyn: Deutsche Zustände. S. Fischer, Frankfurt a. M. 1999, 280 Seiten, 38 MarkRezension

Verklärung des Idylls von Horst Pankow

Peter Handke: Lucie im Wald mit dem Dingsda. Eine Geschichte. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1999, 96 Seiten, 26 MarkRezension

Götter im Gepäck von Christian Eggers

Inge Viett: Cuba libre bittersüß. Edition Nautilus, Hamburg 1999, 128 Seiten, 19,80 MarkRezension

Glück mit Pferden von Jürgen Roth

Charles Bukowski: Umsonst ist der Tod. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1999, 167 Seiten, 14,90 MarkRezension

Tu's jetzt! von Marit Hofmann

Rezensionen

Ohne Lutz von Gunnar Schubert

Lerke von Saalfeld (Hg.): Ich habe eine fremde Sprache gewählt. Bleicher Verlag, Gerlingen 1999, 274 Seiten, 39,80 MarkRezension

Kaderwelsch von Gerhard Henschel

Christian Bergmann: Die Sprache der Stasi. Ein Beitrag zur Sprachkritik. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999, 134 Seiten, 19,80 MarkRezension

Darmstadt, rette uns! von Oliver Maria Schmitt

Christian Meier (Hg.): Sprache in Not? Zur Lage des heutigen Deutsch. Wallstein Verlag, Göttingen 1999, 112 S., 28 MarkRezension

Literatur-Konkret 1999, S. 3

Editorial

Das erste Opfer des Krieges, so wurde in den Tagen des neuerlichen Angriffskrieges der Deutschen auf Jugoslawien immer wieder gemeldet, sei die Wahrheit. Das ist insofern verwunderlich, als sie, die Wahrheit, in der Regel schon in Friedenszeiten auf der Strecke zu bleiben pflegt. Kann aber eine Tote zwiefach gemeuchelt sein? Und wo befindet sich ihr Grab? Und wer ist, wenn die doppelt Ramponierte Opfer heißt, der Täter? Der Killer Irrtum? Oder die Agentin Lüge?

LITERATUR KONKRET ist, aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums des Erscheinens der ersten »Fackel« von Karl Kraus, der Medien- und Sprachkritik gewidmet, untersucht die Folgen der Hinrichtung der Sprache für politische Zwecke und bildet diese in Person des erfolgreichsten Rhetors der Deutschen (bei der Posen-Probe) auch noch ab. Gewürdigt werden ferner die Leistungen sprachkritischer Interventionen in Literatur und Gesellschaft sowie, vor dem Hintergrund der aktuellen geistigen Mobilmachung, die Zusammenhänge von Sprache und Krieg.

»Wer nichts der Sprache vergibt, vergibt«, Karl Kraus zufolge, »nichts der Sache.« Die Kritik der Phrasen ist die Kritik der Waffen in einem Krieg, an dessen Ende die Wahrheit nur vorübergehend erliegt, die Opfer aber bleiben werden und, wie immer, konkrete Menschen sind. Die so verstandene Sprachkritik erschöpft sich nicht in Sprachreinigung, sondern unterstützt die erkennungsdienstliche Arbeit - zur fälligen Überführung der Täter.

Literatur-Konkret 1999, S. 4

Gerhard Scheit

Dementia nationalis

Von den Phrasen der Arbeiterbewegung zu den Phrasen der Volksgemeinschaft: Die Sprachkritik von Karl Kraus resultiert in der Kritik der Nation

Hundert Jahre nach der ersten Nummer der *Fackel* scheint Karl Kraus in Deutschland und Österreich als Sprachpfleger eingemeindet zu sein – wie vor ihm Marx als Nationalökonom und nach ihm Adorno als Musikgelehrter. Der Kultur- und Geistesbetrieb findet dabei mit schlafwandlerischer Sicherheit stets die Achillesferse der jeweiligen Kritik – die Stelle, wo Marx sich auf Arbeit und Arbeiterklasse beruft, Adorno auf Musik und kompositorische Subjektivität und Kraus auf die deutsche Sprache und den Dichterfürsten. Und solchermaßen ans Positive geheftet, weiß man die Kritik bald als konstruktive zu gebrauchen, den Kritiker als Querdenker zu integrieren.

Im Fall von Kraus ist die Angelegenheit allerdings besonders gravierend, da er – aufgrund universitärer Arbeitsteilung – den Germanisten in die Hände fiel, und diese Zunft ist vielleicht wie keine andere geschult, ihren Gegenstand vor jedem Anflug eines Gedankens zu verbergen. Je umfangreicher die historisch-kritische Kraus-Forschung gedeiht, desto mehr verschwindet die entscheidende historische und kritische Fragestellung, die sie haben müßte – sie wird sozusagen weggeforscht: die Frage, warum Kritik zu einem bestimmten Zeitpunkt am überzeugendsten als Sprachkritik durchgeführt werden konnte.

Die Charaktermaske als Phrase auf zwei Beinen

Die Polemik gegen die Phrase nahm den Faden der Kritik in einer Periode auf, in der die Sozialdemokratie als bloße Organisationsform variablen Kapitals zu sich gefunden hatte; in der die Kritik der politischen Ökonomie nur mehr zur Einführung in die Nationalökonomie und das *Kommunistische Manifest* zur Staatsbürgerkunde diente. Der Sprachkritiker trat erst dann aus der »Bürgerwelt« hervor, als die Arbeiterparteien, auf die Marx in seiner Kritik gesetzt hatte, darin aufgegangen und wirklich zur »staatlich konzessionierten Anstalt für Verbrauch revolutionärer Energien« (Kraus) geworden waren – und seine Bedeutung wuchs um so mehr, je tiefer die Arbeiterparteien sanken. Wer den »Hinternationalen« nicht folgen wollte, mußte sich zumindest vorübergehend ihm anschließen. Über einen langen Zeitraum hinweg findet sich kaum ein kritischer Kopf aus Wien, der nicht in irgendeiner Weise durch den Einfluß von Karl Kraus dazu geworden wäre – von Hanns Eisler bis Georg Knepler, von Berthold Viertel bis Erwin Chargaff.

Niemand hat schärfer den Untergang der Linken in der Anbiederung an Nation und Patriotismus gesehen als dieser Kritiker, der nicht aus der Linken kam und ursprünglich sogar mit den Deutschnationalen sympathisierte. Um ihn zu sehen, mußte er nicht die ökonomischen und politischen Schriften von Hilferding oder Bernstein studieren und die Geschichtsphilosophie von Karl Kautsky oder Max Adler kritisieren, er las lediglich Zeitung: Hier, wo er vor dem Krieg fast nur dem penetranten Geschwätz der Wiener Gesellschaftsskandale begegnet war, eröffnete sich plötzlich das unübersehbare Aufmarschgelände der Nation, und der Skandal einer Justiz, die Mörder freispricht, weil sie »nur« Prostituierte ermordet haben, erweiterte sich zum Skandal des Staates, der Mörder und Opfer braucht, um existieren zu können. Die moralische Heuchelei in der Bürgerwelt der Vorkriegszeit verallgemeinert sich zum nationalen Bewußtsein, das auch noch den scheinbar natürlichen Feind der Bürgerwelt erfaßt: »Soll es uns nicht mehr gewährt sein, die Unvereinbarkeit von Nationalismus und Menschenwürde zu erkennen?«, fragt Kraus diejenigen, die – vaterlandslose Gesellen gescholten – bisher als Garanten solcher Erkenntnis gelten konnten: »Und wenn ich es mir gewähre, weil ich mich weder von berufenen noch von unberufenen Agenten der dementia nationalis blöd machen lasse, so frage ich: Was hat ein Konsumverein mit Pathos zu schaffen?« Karl Kraus wußte bereits, was die Volksgemeinschaft von der Arbeiterbewegung übrigläßt und was heutzutage Europa regiert: nationalistische Konsumvereine.

So formulierte der Sprachkritiker auch als einziger eine Sozialfaschismusthese, die wirklich stimmt: Neben dem Geschick, mit dem sich die Sozialdemokratie »im Bereich sozialer Tatsachen den ›Gegebenheiten‹ anzupassen pflegt, die sie herbeigeführt hat«, erkennt Kraus jene Fähigkeit als gefährlichste, »von einer vorrätigen Phraseologie den Gebrauch zu machen, der eine romantische Ablenkung der enttäuschten Gefolgschaft ermöglicht. Darauf eben hat sie es abgesehen, weil man doch in einer Zeit, wo es mit dem Sozialen so schwer vorwärtsgeht und für ein primitiver gewordenes Geistesleben der Nation das Nationale seine Zugkraft hat, auch etwas von der Art bieten muß. Es gibt – und dies ist leider Gottes die stärkste aller Gegebenheiten, die wir herbeigeführt haben – es gibt Nationalsozialisten: da bleibt uns nichts übrig, als Sozialnationalisten zu werden, und uns zu gebärden, als wären wir die echten.«

Die Sprachkritik resultiert in der Kritik der Nation. In der »Nationalsprache« findet sie das Medium, worin der Volksstaat sich formiert. Die Phrase, wie sie Karl Kraus begreift, entspricht nicht einfach dem Phänomen der abgedroschenen Redensart – darauf versucht ihn die heutige Rezeption festzulegen – , sondern sie bezeichnet die Gewalt, die das

Individuum sich selber antun muß, um Subjekt zu werden; in ihr verwirklicht sich dessen Identität mit Staat und Kapital; sie ist der eigentliche ideologische Kern der Volksgemeinschaft. In der Kriegsbegeisterung von 1914 wurde Kraus dieser Begriff schlagartig klar, und um sein Staunen und den Schrecken festzuhalten, mußte er ein Stück schreiben, »dessen Umfang nach irdischem Zeitmaß etwa zehn Abende umfassen würde«. Darin übersetzt er den Marxschen Begriff der »Charaktermaske« mit »Phrasen stehen auf zwei Beinen«: Die Individuen, die hier auftreten, verwenden nicht bloß gedankenlos Floskeln und Platitüden, die ihnen vorgesagt werden, sie werden nicht von der Presse manipuliert, sondern sie machen sich selbst zu Phrasen, verwandeln sich in deren Organe: »Berichte erstehen als Gestalten ... das Feuilleton bekam einen Mund ... «

Wenn also Kraus von der Presse als der »schwarzen Magie« spricht, so knüpft er – wie unbewußt und vermittelt auch immer – ans Fetischkapitel des Marxschen *Kapitals* an. »Die Waren können nicht selbst zu Markte gehn und sich nicht selbst austauschen«, sagt Marx. So auch die Phrasen, sagt Kraus: Sie müssen geschrieben und gesprochen werden, dazu bedarf es der Individuen. »Wir müssen uns also nach ihren Hütern umsehn, den Warenbesitzern«, schreibt Marx, und Karl Kraus sieht sich nach den Hütern der Phrasen um, den Journalisten. Um diese Dinge als Waren bzw. Phrasen aufeinander zu beziehen, müssen die Waren- bzw. Phrasenhüter sich zueinander als Personen verhalten, deren Willen in jenen Dingen bzw. Ideologien haust. Den der Ware bzw. Phrase mangelnden Sinn für das Konkrete ergänzt der Warenbesitzer bzw. Phrasensprecher durch seine eigenen fünf und mehr Sinne.

Die *Fackel* hält auf tausenden und abertausenden Seiten den einen einzigen Moment fest, da der Warenfetisch in Kulturindustrie übergeht: »Ist die Presse ein Bote? Nein: das Ereignis. ... Sie erhebt nicht nur den Anspruch, daß die wahren Ereignisse ihre Nachrichten über die Ereignisse seien, sie bewirkt auch diese unheimliche Identität, durch welche immer der Schein entsteht, daß Taten zuerst berichtet werden, ehe sie verrichtet werden, oft auch die Möglichkeit davon ... In diesem Sinne lasse ich mir gerne nachsagen, daß ich mein Lebtag die Presse überschätzt habe. ... Wieder ist uns das Instrument über den Kopf gewachsen.« Alles Weitere, was die Entwicklung der Kulturindustrie betrifft und die *Neue Freie Presse* und die *Arbeiterzeitung* von *CNN* und *NTV* unterscheidet, erscheint dabei lediglich als ein Problem technischer Innovation und elektronischer Vermittlung.

Es bedurfte vermutlich nur der Lektüre von Lukács' *Geschichte und Klassenbewußtsein*, um die Kraussche Kritik der Sprache als Kritik der Warenproduktion in einem bestimmten Stadium dieser Produktion zu begreifen. So schrieb Walter Benjamin in seinem großen Kraus-Essay von 1931, daß die »Phrase in dem von Kraus so unablässig verfolgten Sinne« das »Warenzeichen« sei, »das den Gedanken verkehrsfähig macht«. Benjamin sieht in der Polemik von Kraus nicht allein die Selbstkritik des »letzten Bürgers« am Werk (im Sinne von Brechts Diktum: »Als das Zeitalter Hand an sich legte, war er diese Hand«), sondern glaubt darin zugleich das positive Urbild proletarischer Arbeit zu erkennen, das sich dem Warencharakter entgegensetze: »die aufgegebene, kontrollierte Arbeit ... greift zerstörend in den Stoff ein, verhält sich abnutzend zum Geleisteten, kritisch zu ihren Bedingungen ... Und darum steht der Unmensch als der Bote des realeren Humanismus unter uns.«

Adornos und Horkheimers *Dialektik der Aufklärung* löste diese (Brechtsche) Einheit von Kritik und Arbeit schließlich auf. Der »Verblendungszusammenhang«, den sie an ihre Stelle setzte, rezipierte die Sprachkritik von Kraus – die von ihm perhorreszierte Totalität der Phrase – bereits aus der doppelten Perspektive von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und US-amerikanischer Kulturindustrie. »Als die Katastrophe hereinbrach, bestätigte sie nur, was Kraus der Sprache längst abgehört hatte ... Er, der vermutlich für die Branchenbezeichnung Sprachsoziologie den bittersten Hohn gehabt hätte, schärfte die strenge und präzise Erfahrung von der Sprache zu einem Mittel der kritischen Theorie der Gesellschaft ... Verglichen mit seiner Sprachanalyse sind die Instrumente der offiziellen Gesellschaftswissenschaft stumpf und harmlos.«

Horkheimer weicht in dieser Bemerkung von 1954 allerdings – mehr noch als Adorno in seiner späteren Rezension von *Sittlichkeit und Kriminalität* – der dunklen, wahnhaften und gleichsam mimetisch-gewalttätigen Seite der Krausschen Kritik aus. Genau diesen Zusammenhang von Kultur und Barbarei, über den Horkheimer und Adorno in der Nachkriegszeit sich zuweilen hinwegtäuschen wollten, meinte aber Benjamins Begriff des »Dämonischen«: »Der Satiriker ist die Figur, unter welcher der Menschenfresser von der Zivilisation rezipiert wurde ...« Dabei »spielt das Mimetische eine entscheidende Rolle. Er macht den Partner nach, um in den feinsten Fugen seiner Haltung das Brecheisen des Hasses anzusetzen ... In einen hineinkriechen – so bezeichnet man nicht umsonst die niederste Stufe der Schmeichelei, und eben das tut Kraus: nämlich um zu vernichten.«

Das Problem von Karl Kraus liegt darum auch keineswegs – wie obergescheite Linke, vor allem rachsüchtige Sozialdemokraten, immer meinten – in der Beschränkung auf die Sprache und in der Unkenntnis der Ökonomie. In der Sprache fand Kraus vielmehr den denkbar besten Brennspiegel, um die Kulturindustrie in statu nascendi zu kritisieren und damit die »Ökonomisierung« der Individuen. Das Problem liegt in der Magie der Sprache, die Kraus dagegen mobilisiert: hier schöpfte er aus dem reichen Fundus der Wahnvorstellungen der Wiener Jahrhundertwende.

Sprache und Projektion

Es ist, als hätte Kritik stets ein Positives nötig, um ihre Negation voll entfalten zu können, ein greifbares, sinnlich erfahrbares Identifikationsobjekt, das zum Subjekt gemacht werden kann: Was bei Marx die Arbeit und der Arbeiter, ist bei Kraus die Sprache und der Dichter. Während dieses Positive für Marx noch relativ einfach zu fassen war, sozusagen auf der Hand lag, mußte es von Kraus bereits in einer Weise herbeibeschworen werden, die zu beschreiben ohne Sigmund Freuds Kategorien vermutlich unmöglich ist. Als die »große Zeit« noch nicht so groß war und ungefähr in der Periode, in der er sich von der Psychoanalyse abwandte, begann sich Kraus die Sprache als Frauenkörper zu imaginieren. Die französische gebe sich dabei »jedem Filou« hin, vor der deutschen Sprache aber »muß einer schon ein ganzer Kerl sein, um sie herumzukriegen, und macht sie ihm erst die Hölle heiß ... die deutsche Sprache ist eine Gefährtin, die nur für den dichtet und denkt, der ihr Kinder machen kann.« Und diese Gefährtin werde nun von den unfruchtbaren Journalisten mißbraucht; deren Ahnherr, Heinrich Heine, habe ihr bereits das Mieder so sehr gelockert, daß jeder Kommis an ihren Brüsten fingern könne.

Hier handelt es sich nicht um eine beiläufig scherzhafte Bemerkung und beliebige Metapher, sondern um so etwas wie eine Zwangsvorstellung. Mit ihr hängt die Frauenverachtung wie die Frauenverehrung des Kritikers zusammen, sein Engagement für die Rechte der Prostituierten, die er gegen alle heuchlerischen Anfeindungen aus der Bürgerwelt verteidigte, ebenso wie sein Haß auf die Frauenrechtlerinnen, die er mit regelrechten Gewaltphantasien verfolgte. Als »Unmensch« partizipiert Karl Kraus an Otto Weiningers Definition der Geschlechter: »Männlichkeit« bedeute Geist, Bewußtsein, Wille, Ethik, Logik, Genie, Transzendenz etc.; das »Weib« an sich hingegen besitze keine Seele, kein intelligibles Ich, keine Moral, kein Unsterblichkeitsbedürfnis etc. Aber während Weininger in seinem Buch *Geschlecht und Charakter*, das Kraus mit Begeisterung rezipierte, eine eindeutige Hierarchie zwischen den Geschlechtern herstellt und das »Weibliche« in einer bisher nicht dagewesenen Weise degradiert, versteht Kraus das »Weibliche« und das »Männliche« nicht nur als komplementäre, einander bedingende Prinzipien, sondern macht sie als Projektionen funktional für seine Arbeit, indem er das »Weibliche« und die Geschlechtlichkeit auf seinen Begriff der Sprache überträgt. Satire, sagt er, »ist in Wahrheit nur mit einer Funktion: der des Mannes vereinbar, ja sie scheint sie geradezu zu bedingen.« Seine Vorlesungen erinnern ihn an einen Geschlechtsverkehr, den er mit einer hysterischen bürgerlichen Frau ausübt. Dieser femme fatale unterwirft er sich als Diener und verehrt sie schließlich als Mutter, Inbegriff von Geborgenheit, Schutz und Glück. Mit einiger, fast selbstironischer Distanz heißt es dann 1925 über seine Eigenart, in der Nacht zu schreiben: »Mit heißem Herzen und Hirne / naht' ich ihr Nacht für Nacht. / Sie war eine dreiste Dirne, / die ich zur Jungfrau gemacht.«

Es mag seltsam klingen, aber die Kritik der Arbeiterbewegung und der Volksgemeinschaft, die Kraus seit dem Weltkrieg formulieren konnte und die in den Texten kurz vor 1933 (*Die nationale Ehre*, *Hüben und Drüben*, etc.) ihre schärfste und reflektierteste Form erhielt, beruht auf jenen sprachmystischen Projektionen der frühen Jahre. Es geht nicht darum, die Kritik von Karl Kraus psychologisierend zu entschärfen. Im Gegenteil: Nur als »Unmensch« kann der Satiriker Bote des »realeren Humanismus« sein; seine Kritik fordert eine Gesellschaft, in der »Menschenqual« nicht der Preis der Kultur ist, aber sie selbst hat noch im Widerstand Teil an solcher auf dem Opfer beruhenden Kultur.

Otto Weininger, der durchaus von der Bisexualität jedes Menschen ausging, ertrug es offensichtlich nicht, an sich selber genau jene von ihm als »weibliche« benannten und abqualifizierten Anteile wahrzunehmen, und brachte sich um. Sein Buch wurde daraufhin zum Bestseller. Die meisten Leser in Österreich und Deutschland verschlangen es nämlich nicht nur als Pamphlet gegen die Frau, sondern mindestens im selben Maß als Anleitung zum Selbstmord für das Judentum: Weininger war Jude, und in seinem Buch identifizierte er das »weibliche« Prinzip, wohl um es abgrenzen zu können, mit dem »Judesein«. (Der Selbstmord und seine zuvor in *Geschlecht und Charakter* niedergelegte Begründung machten den Autor damit zum einzigen Juden, den auch Hitler gelten ließ, wie dieser im Gespräch mit Hans Pfitzner betonte.)

Es waren seine Sprachmystik und seine Satire, die es Karl Kraus ermöglichten, aus dem selbstmörderischen Gedankengebäude Weiningers auszubrechen. Er drehte den Spieß um, machte das Moment des Selbsthasses zur Waffe der Kritik, verwandelte es in Haß auf die Gesellschaft. Es blieben bei dieser Aktion zweifellos Spuren von Verletzungen zurück, die oft als »jüdischer Selbsthaß« identifiziert worden sind – eine fragwürdige Bezeichnung, insofern sie nahelegt, den Ursprung des Problems in der Psyche der Juden zu verorten, statt ihn im Antisemitismus der Nicht-Juden zu suchen. Jedenfalls hat Kraus – ähnlich wie Marx in seinem frühen Aufsatz zur »Judenfrage« – jenem Ressentiment Konzessionen gemacht, das stets darin sich ausdrückt, die Ungeheuerlichkeit der Charaktermaske, das Unfaßbare, daß die Individuen in der kapitalisierten Gesellschaft nur als Personifikationen abstrakter Verhältnisse (über)leben können, als spezielle physische, »rassische« Eigenschaft der Juden zu phantasieren, um die Nicht-Juden davon loszusprechen.

Kraus sagte einmal, das Objekt seiner Polemik sei »nie der Gegner, sondern der Umstand, daß es ihn gibt«. Das Problem liegt eben nicht dort, wo der Satiriker als Gegner – Journalisten und Kapitalisten – Juden darstellt, denn er zeigt in dieser Funktion ebenso Nicht-Juden, sondern dort, wo er den Umstand selbst, oder besser den Inbegriff aller Umstände, gegen die sich seine Polemik richtet, unmittelbar anschaulich machen möchte – und ihn als Juden personifiziert. Und dies ist stets der Punkt, an dem Kraus seiner Kritik die Spitze abbricht, etwa im Epilog der *Letzten Tage* oder in der ersten großen Stellungnahme gegen den Krieg (»In dieser großen Zeit«): »Wohl, wir opfern uns auf für die Fertigware, wir konsumieren und leben so, daß das Mittel den Zweck konsumiere. ... Und Notwendigkeiten, die sich eine im Labyrinth der Ökonomie

verirrte Welt gesetzt hat, fordern ihre Blutzeugen« – genau hier, wo der Sturm auf dieses Labyrinth einsetzen müßte, fährt Kraus fort: »und der gräßliche Leitartikler der Leidenschaften, der registrierende Großjud, der Mann, der an der Kassa der Weltgeschichte sitzt, nimmt Siege ein und notiert täglich den Umsatz in Blut ...«

Auch dies teilt er mit der marxistischen Tradition, die immer dann am schwächsten war, wenn sie das Kapitalverhältnis im Kapitalisten verschwinden ließ, den sie mit dicker Zigarre oder eben auch gebogener Nase an die Wand malen konnte. Wenn also heute – nach der Shoah – eine Kritik an Kraus nötig wäre und eine Selbstkritik der Satire, dann eine, die sich des Nichtdarstellbaren bewußt wird; die das Abstrakte in der Personifikation eben nicht aufgehen läßt, sondern festhält als den Zwang, mit dem sich der einzelne bei Strafe des Untergangs identifizieren muß; die also immerzu die Gewalt sichtbar macht, mit der die Individuen zur Charaktermaske fürs Abstrakte sich zurichten oder zugerichtet werden. Im Sinne einer solchen Kritik heißt es im Vorwort zu den *Letzten Tagen* nicht nur: »Berichte erstehen als Gestalten«, sondern auch: »Gestalten verenden als Leitartikel«; nicht nur: »Phrasen stehen auf zwei Beinen«, sondern auch: »Menschen behielten nur eines.«

Das berühmte »Schweigen« nach der »Machtübernahme« 1933 und die weniger bekannte Schrift *Die Dritte Walpurgisnacht*, die Kraus nicht publizierte, geben direkt und indirekt über einen Schock Auskunft, der auch die eigene satirische Kritik betraf. War doch nun ein Staat vorhanden, der die Juden und Jüdinnen tatsächlich als Personifikation des Abstrakten vernichten wollte. Die Linke verurteilte das Schweigen von Kraus und nannte ihn »reaktionär«, weil er im Austrofaschismus von Dollfuß, der Juden und Jüdinnen leben ließ, ein Bollwerk gegen Hitler sah. In gewisser Weise aber war Karl Kraus am Ende dem Gedanken der Revolution vielleicht näher als jemals. Dafür spricht nicht nur der Schluß der *Dritten Walpurgisnacht*. Die letzten Verse, die Kraus überhaupt schrieb – eine Zusatzstrophe zu Offenbach, Georg Knepler hat nachdrücklich auf sie hingewiesen – , lauten: »Es starb das Wort, es starb die Schrift. / Vielleicht erleben wir's, / daß jener Wahn zerstiebt / wie Spreu im Sturme.« In den vorangegangenen Strophen ist vom Wind die Rede, der Gutes und Schlechtes vertreibe – im Falle des falschen Ganzen, wie der Nationalsozialismus es Kraus vor Augen führte, ist jedoch ein Sturm vonnöten.

Von Gerhard Scheit erscheint in diesen Tagen im Freiburger ça ira-Verlag das Buch »Verborgener Staat, lebendiges Geld. Zur Dramaturgie des Antisemitismus«.

Literatur-Konkret 1999, S. 8

Georg Seeßlen

Sprache im humanitären Einsatz

Anmerkungen zur Balkanisierung des Balkans im Namen der moralischen Gewißheit

1

Einem aufklärerischen Mythos zufolge müßten sich Sprache und Krieg widersprüchlich verhalten. Miteinander reden ist, einerseits, besser als Krieg führen, und andrerseits ist der Krieg jederzeit »unbeschreiblich«. Wer spricht, schießt nicht. Wären also die Grenzen meiner Sprache die Grenzen des Friedens? Ich spreche, also schieße ich nicht. Müßte also sich selbst aufklärende und sich selbst entwickelnde Sprache nicht den Krieg bannen, immer weiter zurück, ins Barbarische, das wir überwinden, immer weiter vor, ins Apokalyptische, das wir verhindern wollen? Nicht direkt. Denn offensichtlich produziert Sprache, nicht nur in Form von Ideologie, Propaganda, Befehl und Ritus, ebenso Krieg, wie umgekehrt der Krieg so viel Sprache produziert, daß wir seine semantischen Spuren nicht einmal in Zeiten des Friedens wieder los werden. Weil gegen ihn gesprochen werden kann, rächt sich der Krieg, indem er die Sprache anfällt wie ein Werwolf. Der Krieg? Quatsch. *Den* Krieg gibt es nicht. Jeder Krieg, so scheint es, fügt der Sprache in seiner eigenen Weise neue Aspekte der Unmenschlichkeit bei und ist zugleich Ausdruck der Unmenschlichkeit, an die sich die Sprache gewöhnt hat. Menschlichkeit? Ach zum Henker, auch dieses Wort verschwindet vor unseren Augen: Der Krieg ist ja ein humanitärer Einsatz geworden.

2

Wir konstruieren und übermalen schneller, als wir mit der reflexiven Kritik nachkommen können. Wir haben uns zum Beispiel längst an den Begriff »Friedenstruppen« gewöhnt, nicht einmal hartgesottene Dialektiker kommen gegen die Faktizität dieser mythischen Konstruktion an, die in sich schon den Entwurf einer neuen Weltordnung trägt. Und wer denkt darüber nach, daß, wenn die Suche nach Massengräbern im Kosovo mit dem Begriff »Killing Fields« belegt wird, in unseren Spach-Assoziaten so etwas wie eine »Asiatisierung« des Balkan stattfindet?

Die Übermalungsaktionen sehr spezieller deutscher Art, die im Kosovo-Einsatz eine Revision der eigenen Geschichte sehen, nicht nur im Milosevic-Hitler-Vergleich, in den wiederkehrenden Begriffen wie »Konzentrationslager«, »Völkermord« oder »Rassenwahn«, sondern noch bis in die Mikrostruktur der Worte und Bilder, stehen einer allgemeineren semiotischen Umwandlung gegenüber. Dieser Krieg scheint auf der einen Seite noch weniger zur Sprache zu kommen als andere; die absurden Neologismen, die wir etwa im Golfkrieg erlebten, bleiben beschränkt: Die neuen Begriffsschöpfungen sind diesmal eher defensiver Art. Auf der andern Seite aber werden wir in Begriffen wie »Kollateralschaden« noch heftiger daran gewöhnt, daß wir in der Zukunft mit einer Sprache zu leben haben werden, die ungefähr zu gleichen Teilen aus dem Wörterbuch des Unmenschen und aus dem Brevier des Gutmenschen stammt.

Sprache im Krieg und jenseits von ihm hat zwei Hauptaufgaben. Sie muß die Bilder kompatibel machen und den Grundstein einer multimedialen Erzählung liefern. Worum es geht, ist zunächst eine Trennung von Sprache und Tat. Wir befanden uns für geraume Zeit in einer Kriegserzählung in den Medien, in der wenig Raum zu sein schien für das kritische Widerwort, jedoch für eine Hysterie, die, natürlich, keine »Kriegsbegeisterung« war, sondern ein hybrides Melodramatisieren. Die erste Voraussetzung für das Funktionieren dieser Erzählung war die Trennung der tragischen Tat vom Wort der Kritik.

»Selbstverständlich«, so schreibt Rainer Bonhorst in der »Augsburger Allgemeinen«, nur so zum Beispiel, »ist über den Krieg, über seine ethische Berechtigung, seine politischen Ziele, seine Aussichten und Gefahren leidenschaftlich zu diskutieren. Politiker aber müssen handeln, oft in Situationen, die keine einfachen Antworten zulassen. Der Kosovo-Konflikt ist eine solche Situation.«

Nun sollte man meinen, die demokratische Verfassung einer Gesellschaft würde ebendiese Teilung der Politik in die Tat des tragisch-einsamen Staatenlenkers und der allgemeinen Reflexion obsolet machen, zumal nun niemand behaupten kann, die Situation im Balkan sei über Nacht entstanden. Einmal davon abgesehen, daß es keineswegs irgendeine Vorsehung ist, die Politiker in die Rolle der Täter drängt, sondern ihr persönlicher Wille zur Macht, und ganz abgesehen davon, daß sich auch unsere Medien so ihre Gedanken über den Zusammenhang von Krieg und Wahlkampf machen.

Selbst ein vermutlich aller kriegslüsternen Tendenzen unverdächtiger Autor wie Professor Michael Th. Greven verschärft in der Zeitschrift »Vorgänge« diesen Mythos: »Was mich nach fünfzig Tagen Krieg neben den realen Zerstörungen am meisten anwidert, ist die überall zu beobachtende eifernde Selbstgewißheit vieler handlungsentlasteter Intellektueller, die über den Krieg schreiben.« Dieser Mythos von den tragischen Handelnden und den wohlfeilen »Handlungsentlasteten« dreht die wahren gesellschaftlichen Verhältnisse geradezu paranoid auf den Kopf. Während nämlich der Handelnde, aber

Nicht-anders-Könnende, der kriegführende Politiker, von Anbeginn an durch die »moralische Erzählung« des Krieges von aller Verantwortung, sogar von allem Zwang zur Rationalität entlastet wurde, er in der allgemeinen Sprachregelung sogar den Freibrief erhielt, sich als Handelnder »die Hände schmutzig zu machen«, mußte der »handlungsentlastete« Intellektuelle, der sich gegen ihn aussprach, nicht selten seine soziale Identität aufs Spiel setzen, durfte sich manischer psychiatrisierender Ausgrenzung erfreuen – mit Folgen, wenn er oder sie nicht gerade zu den wenigen Untouchables gehört, die es sogar in unserer Kultur noch gibt. Handke, Grass und Walser werden ihre verschiedenen Stadien von Dissidenz überleben, eine mir bekannte Volontärin in einer einflußreichen Provinzzeitung hat ihre Kritik am Kosovo-Krieg und an der Sprache, die er produzierte, beruflich nicht überlebt. Ich weiß sogar von einem Schüler, der Thema und Klassenziel verfehlte, weil er sich bei seiner Argumentation auf einen Tölpel bezog, der sich vor lauter Handlungsentlastung an ein Kreuz nageln ließ.

Offensichtlich gehört die Denunziation der Intellektuellen zu den Konstanten des Krieges, und wie im erwähnten Beispiel wird dabei nicht gern die Hilfe von »Intellektuellen« selbst benutzt, sondern es geht auch um eine von aller Wirklichkeit und Logik entlastete Attacke auf das Wesen der Sprache als Medium der Aufklärung selbst: die Trennung der edlen Tat vom gemeinen Wort.

3

Für diesen Krieg zu sprechen hat nirgendwo Gefahr bedeutet. Gegen diesen Krieg zu sprechen hat bedeutet, von der »gesunden Mitte« psychiatrisiert zu werden; niemand hat je in Betracht gezogen, die geistige Gesundheit von Rudolf Scharping in Zweifel zu ziehen, wenn er sich an seinen Foltergeschichten erregte. Oder wenn er erkennt, daß der Krieg »die letzte verbliebene Möglichkeit«, ist, »zur zivilen Politik zurückzukehren«.

Dieser Krieg produzierte eine Sprache, die offenkundig nicht nur den »bestialischen« Gegner sondern auch die Logik zum Feind erklärte. Daß der einzige Weg zur zivilen Politik der Krieg ist, mag noch irgendeiner verdrehten Denktradition entsprechen. Herr Schröder erklärt auf einer Versammlung von Kosovo-Flüchtlingen: »Für uns ist wichtig zu wissen, wie es Ihnen ergangen ist, weil wir unseren Leuten sagen müssen, warum wir in Jugoslawien Krieg führen.« Während das Opfer gefälligst Legitimation produzieren soll, wird aus dem »humanitären Einsatz« dann doch wieder ein Krieg. Und Bill Clinton darf, ohne daß die moralische Erzählung zusammenbricht, in einem einzigen Satz zugleich von der »humanitären Aktion« und davon sprechen, das Bombardement werde »erbarmungslos« fortgesetzt. Daß wir zugleich erbarmungslos und humanitär sein können, das macht dieser Kriegskultur so schnell keiner nach.

Es ist in dieser Sprache die Konstruktion der Tat ohne Reflexion und ohne Verantwortung. Die Schuld des Gegners wiegt so schwer, daß es für den Gedaken der eigenen Schuld keinen anderen Gedanken geben kann als den des Selbstmitleids. Die Entscheidungen fallen schwer, aber andrerseits hat man sowieso keine Wahl gehabt. Deshalb kann es auch keine einheitliche Sprache, keine Ästhetik des Krieges geben. Die Sprache wird ebenso schizophren, sie geilt sich mal an der Humanität, mal am technologischen oder heroischen Einsatz auf. Eine Sprache für das schimmernde Kriegsgerät, eine andere für das Flüchtlingselend. Wir lernten Worte wie »Joint Direct Attack Munition« (JDAM) und erfuhren deren Bedeutung: »An normalen Bomben wird ein Bausatz angebracht, der sie zu satellitengesteuerten Waffen macht« (»SZ«). Auch an so etwas kann man sich gewöhnen. Die Waffen werden »wetterunabhängig«, die Sprache orbitaler, die Bomben normal.

Auch die Konstruktion des Männer-Idols im Krieg kommt nur hinterrücks über uns, wo doch eines der Kriegsziele nicht nur die Integration Deutschlands und der Alliierten ist, sondern auch die von Männern und Frauen im erbarmungslosen humanitären Einsatz: Der Mann als Täter, die Frau als Opfer – diese Kriegsmythologie ist keineswegs verschwunden, sie ist nur in der postmodernen multiphrenischen Konstruktion der Wahrnehmung aufgehoben. Die »männliche Frau« wird in die militärische Mitte aufgenommen, der weibische Mann (der »Transvestit«, jener »Mann im Rock«, der einen Farbbeutel auf »unseren« Außenminister »Joschka« Fischer wirft) ausgeschlossen.

Der Krieg als humanitärer Einsatz schafft auch für das, was man früher das militärische Bündnis genannt hat, ein eigenes Sprachbild. Man nennt das jetzt »ins Boot holen«. Rußland ist in diesem Krieg ins Boot geholt worden, zum Beispiel. Schlachtschiff oder Rettungsboot, drum herum jedenfalls gischtet das chaotische Meer, und wer nicht ins Boot kommt, muß untergehen. Wenn aber dieses Boot einigermaßen voll ist, dann wird daraus sogleich wieder »eine mächtige Phalanx« (»Augsburger Allgemeine«).

Kurzum: die Sprache dieses Krieges scheint nur irrational oder hilflos, wenn man ihre postmoderne Konstruktion nicht in Betracht zieht. Im Zentrum stecken drei Aussagen:

· Die Täter-Opfer-Einheit konnte nicht anders und trägt keine Verantwortung. Diese melodramatische Rhetorik freilich (Macht ohne Entscheidung, Tat ohne Verantwortung), beschreibt ja in der Tat das Wesen politischer Regierung in der post-demokratischen Periode des Kapitalismus. Nur daß an andrer Stelle nicht der »Menschenrechtsverletzer« vom Balkan,

sondern die Automobilindustrie dafür verantwortlich ist, daß man keine Entscheidung treffen kann, aber immer Manns genug ist, sie zu fällen.

· Die »alte« Kriegsmythologie, Kriegs-Euphorie und ihre Sprache sind nicht mehr Text, sondern Neben-Text. Es ist wie ein postmoderner Roman: Wir können ihn auf sehr verschiedenen Ebenen lesen. Als Kriegsroman und als humanistisches Melodram gleichzeitig.

· »Wir« und »die anderen« werden auf neue, humanitäre Art konstruiert. An allen Fronten, vor allem an der Nachrichtenfront. »Wir befinden uns in einer Dauerkonferenz«, sagt der ZDF-Auslandschef laut »TV-Spielfilm«, nicht ohne hinzuzufügen, man sei »sehr viel näher zusammengerückt«. Nun könnte man ja von Journalisten in Krisensituationen dieses und jenes erwarten, aber »näher zusammenrücken« tun sie wohl doch nur eher symbolisch. Man möchte sich, ein bißchen wenigstens, auch selber melodramatisieren. Ist dies wirklich eine »ewige« Grammatik des Krieges: ein Du zu töten, um ein Wir zu bilden? Ungeheuer viele Sätze werden in diesem Krieg gebildet, aber sie sagen alle dasselbe: Die nicht anders Könnenden, moralisch Handelnden haben gegen den Widerstand der wahnsinnigen Handlungsentlasteten sich ohne Interessen einer Geste gegen das allein schuldige Böse befleißigt und uns damit eine Gelegenheit gegeben, auf allen Ebenen und in allen Medien näher zusammenzurücken. Selbst die Zeiten rücken näher zusammen, die Generationen und Kulturen. Und die Worte sowieso.

4

Das Melodrama wählt sich unerbittlich und schicksalhaft die Guten wie die Bösen. »Du wirst in die Geschichte eingehen als der Mann, der die Apokalypse seines Volkes zugelassen hat.« Das hat der »Universitätslehrer« zu Slobodan Milosevic in jungen Jahren gesagt. Jedenfalls weiß das unsere Presse, zum Beispiel die »Abendzeitung«. Und, wie »Bild« erzählt: »Slobodan Milosevic immer wahnsinniger: 300 Schwerverbrecher aus dem Zuchthaus ins Kosovo gelassen«. Diese Sprache konstruiert einen wohligen Wahn; die eigentlichen Interessen und Empfindungen in diesem Krieg scheinen nicht nur maskiert, der semiotische Maskentanz wird auch noch eingenebelt.

Einerseits also: Entsprachlichung als Ausdruck der Entscheidungslosigkeit. Und andrerseits: Hysterisierung sowohl der Erzählung als auch ihrer Sprache. Uns widerlichen Handlungsentlasteten ist das Recht, die vorsorgliche Verantwortungsentlastung der Politik durch die Rhetorik der Melodramatisierung und der Maskierung zu kritisieren, schon einmal abgesprochen. Nicht allein Aufklärung wird denunziert, sondern vor allem deren mögliche Träger und ihre Instrumente.

Gehen wir zu weit, wenn wir die Entsprachlichung als eines der geheimen Nebenziele dieses Kriegs ansehen? Als konkretesten Ausdruck eines Krieges, der im Namen der moralischen Gewißheit gegen die Aufklärung und gegen das Intellektuelle geführt wurde? Auf jeden Fall könnte es möglicherweise einen Zusammenhang zwischen dem Austrocknen der Vermittlungsinstanzen wie dem Sender der Deutschen Welle oder den Goethe-Instituten und dieser Kriegserzählung geben, in deren Verlauf nicht gerade zufällig genauer als zuvor die Bewegungen der Zuschauer, Leser und Hörer dokumentiert wurden. Wenn CNN der Gewinner des Golfkrieges war, so waren es nun die öffentlich-rechtlichen Sender. Nicht mehr das Dabeisein um jeden Preis, sondern die verläßliche Erzählung wurde gesucht.

Entsprachlichung und Mystifizierung sind die zwei Seiten ein und desselben Prozesses. Darum werden die Ursachen auch in einer unfassbaren Vergangenheit gesucht, in einem Balkan, der sich nicht nur der Europäisierung, der Rationalisierung, der Demokratisierung und schließlich der Versprachlichung selbst widersetzt und »uralte« ethnische Konflikte zu bewältigen hätte.

5

Zunächst ist die Frage, wie sehr sich die Sprache an den inneren Krankheiten des Krieges infiziert, was also über die offenkundige Lust hinausgeht, die »bösen Worte« dem projizierten Gegner aus dem Mund zu nehmen. Einige neue Worte haben schnell Karriere gemacht: »Kollateralschaden« für das was, man nicht mehr mit den noch wahnsinnigeren Worten vom »friendly fire« bezeichnen kann. In einer so melodramatischen Erzählung irritiert ein so unbarmherzig kaltes, bürokratisches und künstliches Wort auf den ersten Blick. Das freilich ist sinnvoll, wenn wir uns des Doppelgesichtes dieses Krieges erinnern, das in seiner Trennung der melodramatischen und der technologischen Aspekte an das Vorgehen der mittelalterlichen Kirche erinnert, nämlich die Exekutive ihrer grausamen Morde den weltlichen Organen zu überlassen. Das Melodrama überläßt sozusagen der Technologie die »Ausführung«. So spaltet sich die Sprache im humanitären Einsatz in einen besonders emotionalisierten und einen besonders technischen Teil.

Zärtlich werden die Zeitungen in diesem Krieg nur gegenüber dem Gerät: »Harrier GR Mk 3, kriegserprobter Senkrechtstarter, 4 schwenkbare Düsen, extrem wendig.« Und gegenüber der Wiederkehr von »Teamgeist« in neuer-alter Form: »Die Kameraden in der Heimat fühlen mit« (»Hamburger Morgenpost«). Kommodore Both in der »Bildzeitung«: »Das Besondere an dem Einsatz-Geschwader sind sein Teamgeist und das gemeinsame Wissen, einen wichtigen Auftrag zu

erfüllen: Corporate Spirit in feinster Form.« Corporate Spirit? Nein, das ist keine neuerliche Entlehnung aus dem Amerikanischen, es ist nur die anglisierte Maskierung eines deutschen Wortes: »Korpsgeist«.

Eines der semiologischen Kriegsziele ist das mähliche, aber hartnäckige Restaurieren einer in Verruf geratenen Sprache des Militärs und des Krieges, das sich immer noch ein bißchen tarnt, indem es aus einem »Die anderen« ein »Wir aber auch« ableitet. Der Kern der kriegerischen Sprache wird restauriert, die Legitimation kommt von außen. Vor ihre »Ahnengallerie der deutschen Flieger«, komplett mit Ernst Udet und Adolf Galland, setzt die »BZ« ein Zitat aus der »Sun«: »Luftwaffe and the RAF into battle side by side«. In diesem Krieg also durfte das deutsche Militär zu Tat und zu Sprache zurückgelangen, weil es dies, anders als damals, »im Blick der anderen« tut. Dieser – wohlwollende – Blick der anderen gibt uns in modernisierter Form unsere »Überzeugungen«, unsere Erzählungen und nicht zuletzt unsere Worte zurück.

6

Erst am Ende tauchte in den Kommentaren ein Wort auf, das in der melodramatischen Erzählweise nicht vorgesehen war: »geopolitisch«. Das Wort kam in keinem der Kriege der letzten Jahrzehnte vor, es wurde sozusagen wiedererfunden. Und plötzlich kam wieder eine Lust an Landkarten über uns, als könnte die schmerzliche Lücke zwischen den Bildern und der Sprache damit gefüllt werden.

Eine schon vorher begonnene semantische Wanderung wird durch diesen Krieg forciert: Während die Rechte immer mehr »Inszenierungen« der Linken, gern auch Bilder übernimmt, benutzt, was einst links war, rechte Worte. Pierre Bourdieu spricht nun von der »Festung Europa«. Nicht allein, daß wir damit eine furchtbare politische Metapher haben, das Bild führt selbst geradenwegs in die Amselfeld-Mythologie, auf die offensichtlich jeder hereinzufallen entschlossen ist. Und zum dritten erklärt der Begriff, ob er es will oder nicht, daß dieser Krieg eben doch nicht nur ein moralisches Eingreifen, sondern viel mehr noch ein Verteidigen von Interessen, ein Definieren von Grenzen war.

Unsere Sprache hat den Balkan von der Gegenwart in die Vergangenheit, von der Geschichte in den Mythos, vom Interesse zum Wahn, von der Idee zum Körper verschoben. Dies ist die Struktur einer Horror-Erzählung: Als bekämpften wir mit den Mitteln der avanciertesten Technik einerseits, der theologischen Gewißheit andrerseits nichts anderes als das, was wir in unserem eigenen Untergrund brodeln wähnen. Wir haben durch den Krieg und durch die Sprache den Balkan balkanisiert.

Zum Schlüsselbegriff wurde dabei der »gerechte Krieg«; die etwas vorsichtigeren Menschen konstruierten den Mythos von der Notwendigkeit, »sich die Hände schmutzig zu machen«. In der auch semiotischen Beruhigungsphase nach den Luftschlägen müssen Worte für das gefunden werden, was man früher »Kriegsziele« nannte, und die Joschka Fischer auch nur als etwas akzeptieren will, das Milosevic uns aufgedrängt hätte.

Der Balkan, so heißt es nun, brauche »eine zweite Aufklärung« (was in der Tat besser als Reeducation klingt). Das Paradoxe also ist: In der Entsprachlichung selbst wird ein Mythos geschaffen, der vorgeblich genau das Gegenteil beinhaltet, nämlich die Fähigkeit des rationalen und sprachlichen Westens, die barbarische, mythische und nur bildhafte Balkan-Welt »aufzuklären«. Wir müssen in Bildern denken (auch in Sprach-Bildern), um die Interessen nicht zu sehen, um auf jeden Fall zu verkennen, daß nirgendwo eine zweite Aufklärung so sehr not täte wie in dieser selbsternannten zivilisatorischen Leit-Macht. Die aller-allergrößte Lüge hat wieder einmal Joschka-Joseph Fischer von sich gegeben: »Wir sind heute alle klüger als vor dem Krieg.«

Literatur-Konkret 1999, S. 12

Gerhard Henschel

Rassentum

Ein Volk redet Hackfleisch. Über die nationalsozialistische Sprachregelung

Die Sprache der amtierenden Nationalsozialisten war »eine Art Kopfjägerdialekt« (Eugen Kogon), ein Widerhall von Nagelsohlen in den Wandelgängen eherner Totenburgen: Es gab Pakte und Achsen, Knackendes und ledern Knarrendes, »Kraft durch Freude«, die »Frontgemeinschaft«, die »Schrifttumspflege«, Wörter wie Schellenbäume, deren Silbengezisch und Konsonantengeknatter gleichermaßen Größenwahn und Kleinkariertheit verrieten: »Siedlerwirtschaftsgemeinschaft«, »Reichssippenamt«, »Reichsmusikprüfstelle«, »Reichsbräuteschule«, »Reichskulturkammergesetz«, »Reichssicherheitshauptamt«, »Erbgesundheitspflege«, »Führerschulungswerk«, »Kinderlandverschickung« – bis heute hört man in diesen Wörtern Stiefelhacken und Stempel knallen.

In der SS gab es u.a. die Dienstgrade »Rottenführer«, »Untersturmführer«, »Obersturmführer«, »Hauptsturmführer«, »Obersturmbannführer«, »Standartenführer« und »Oberstgruppenführer«. Das Wort »Rottenführer« war bereits ein unmißverständliches Bekenntnis zum Kinnhaken, zum Totschlag im Affekt, zur Ausrottung. Man sieht gebrochene Nasenbeine und blutige Taschentücher vor sich. Weiter oben, bei den ziselierter betitelten »Oberstgruppenführern«, hatte sich der Krieg zum Papierkrieg verfeinert. Auf dieser Ebene wurde kein Blut verspritzt; es wurden Genickschußbefehle paraphiert.

Führergrade führten die verschworenen Gefolgsleute des Führers auch in ihren Konzentrationslagern ein: »Lagerführer«, »Blockführer«, »Rapportführer«, »Kommandoführer«, »Arbeitsführer« und »Arbeitsdienstführer«. Militärische Kommandostrukturen durchzogen das ganze Leben, und aller Dinge Vater war der Krieg. Unermüdlich wurde angegriffen, gestürmt und gerungen, im »Kampfbund«, am »Großkampftag«, in der »Arbeitsschlacht«, in der »Erzeugungsschlacht« und auch im »Geburtenkampf« alias »Geburtenkrieg«: »Was der Mann einsetzt an Heldenmut auf dem Schlachtfeld, setzt die Frau ein in ewig geduldiger Hingabe, in ewig geduldigem Leiden und Ertragen«, erklärte Hitler auf dem Reichsparteitag 1934. »Jedes Kind, das sie zur Welt bringt, ist eine Schlacht, die sie besteht für Sein oder Nichtsein ihres Volkes.«

Hier war »jedes Schlagwort eine Handgranate« (Karl Kraus). Zum Schlachthausgeist, der die »Geburtenschlacht« ersann, gehörte auch der atavistische Blutkult. Es gab das »Blutschutzgesetz«, die »Blutsaat«, »Blut und Boden«, »Blutorden«, »Blutzeugen«, »Blutfahnen«, »Blutadel«, »blutliche Auslese«, »Blutsrhythmus« und »Blutstakt«. »Europa hat eine gemeinsame Blutwurzel«, stellte 1942 Robert Ley fest, der Leiter der »Deutschen Arbeitsfront«. Saat, Auslese, Reinigung und Adelung des Blutes aus der europäischen Blutwurzel dienten der »ausjätenden Erbpflege«, der blutigen Pflicht der Menschenviehzucht: »Rassedienst treibt also der Einzelne, der durch Rassenreinheit und durch geeignete Gattenwahl eine Aufartung der Familie und eine Höherentwicklung der Art und der Rasse anstrebt« (Arthur Gütt: *Dienst an der Rasse als Aufgabe der Staatspolitik*, Berlin 1935).

In den Permutationen des Rassebegriffs – »Rassestolz«, »Rassegedanke«, »Rassewesen«, »Rasseseele«, »Rassenehre«, »Rassenkunde«, »Rassenfrage«, »Rassenpflege«, »Rassenhygiene«, »Rassenbiologie«, »Hochrassentum« – hat sich das Vergnügen der Nationalsozialisten an Panzerkettengerassel, Massakern und haßvoll zufassenden Rassehundeschnauzen ausgedrückt: Vokabeln mit Beißkrampf, Hackfleischdeutsch. Die Hitlerjugend, teilte 1934 ihr Führer Baldur von Schirach mit, müsse »betont männlich in ihrer Bedingungslosigkeit, Brutalität und ganzen Härte der Auffassung« sein. Der ideale Nazi war »fanatisch«, »verbissen«, »unerbittlich« und »rücksichtslos«, sein Wille »unabänderlich«, seine Gewißheit »unumstößlich«, seine Politik »kompromißlos«, sein Sieg »unabwendbar« und sein Krieg »total«. In seinen Reden feuerte Adolf Hitler Patronenketten von Superlativen ab: »Wir wissen«, sagte er 1938 in Nürnberg, »daß die ungeheuren Aufgaben, die uns gestellt sind, nur mit ungeheuerstem Krafteinsatz und in stärkster Disziplin gelöst werden können, d.h. nur durch die in höchster Geschlossenheit zur Lösung einzusetzende Volksgemeinschaft.«

Geführt wurde der totale, ungeheuersten Krafteinsatz verlangende Krieg offiziell für ein dauerhaftes Glück im Winkel. Während die Chefarchitekten des Dritten Reichs bedenkenlos ganze Völker vom Kartentisch wischten und zweitausend Zivilisationsjahre zu annullieren versuchten, bedienten sie immer noch das abgestandene Bedürfnis der »Volksgemeinschaft« nach Gemütskitsch, Waldweben und Innerlichkeit. Dafür gab es Sprachplüsch in Sütterlin oder Runenschrift – das »Jungvolk« und das »Bubenrudel«, das »Mutterkreuz« und das »Julfest«, »eine wuchsrechte deutsche festliche Schrift« und allerlei Tümliches, »Volkstum«, »Mädeltum«, »Schrifttum«, »Deutschtum« und wiederum, als Alpha und Omega der nationalsozialistischen Weltanschauung, das »Soldatentum«.

Es bleibt fraglich, was obszöner war, der schamlos hinausgebrüllte Stolz auf die eigene Brutalität oder die beschönigende, bei der bürokratischen Abwicklung des Mordprogramms kreierte Tarnsprache. Bei Herbert Jäger (*Verbrechen unter totalitärer Herrschaft*, Olten 1967) finden sich Auszüge aus einem amtlichen Schriftstück, das die technischen

Schwierigkeiten der Vergiftung von Menschen in fahrenden Wagen so nonchalant behandelte, als gehe es um die Regelung von Schweinetransporten: »Seit Dezember 1941 wurden beispielsweise mit 3 eingesetzten Wagen 97.000 verarbeitet, ohne daß Mängel an den Fahrzeugen auftraten ... Die Beschickung der Wagen beträgt normalerweise 9-10 pro m2 ... Bei einer Verminderung der Stückzahl wird nämlich eine längere Betriebsdauer notwendig, weil die freien Räume mit CO2 gefüllt werden müssen ... Tatsächlich findet aber ungewollt ein Ausgleich in der Gewichtsverteilung dadurch statt, daß das Ladegut beim Betrieb in dem Streben nach der hinteren Tür immer vorwiegend dort liegt ... Es wurde aber in Erfahrung gebracht, daß beim Schließen der hinteren Tür und somit bei eintretender Dunkelheit immer starkes Drängen der Ladung nach der Tür erfolgte. Dieses ist darauf zurückzuführen, daß die Ladung bei eintretender Dunkelheit sich nach dem Licht drängt.«

Die »Verarbeitung« des menschlichen »Ladeguts« hieß auch »Flurbereinigung«, »Durchschleusung«, »Wohnsitzverlegung«, »Umsiedlung«, »Verschubung«, »Evakuierung«, »Überstellung«, »zweckentsprechender Arbeitseinsatz«, »Sonderbehandlung«, »gesonderte Abschiebung« oder »Endlösung« und geschah durchaus im Namen der Humanität, wie der Reichsminister Alfred Rosenberg am 4. August 1942 bei einer Besprechung mit Hermann Göring und den Reichskommissaren und Vertretern der Militärbefehlshaber für die besetzten Gebiete ausführte: »An Stelle der Humanität hat man den Schmutz in die Völker der Erde ausgegossen. Und nun gehen wir daran, diesen Schmutz einmal auszurotten, und was heute mit der Ausschaltung der Juden aus allen Staaten des europäischen Kontinents geschieht, ist auch eine Humanität, und zwar eine harte biologische Humanität (lebhafter Beifall).«

Daß sie ihre Morde begingen, ohne dabei so geschleckt daherzureden wie Rosenberg, wäre das einzige, was man den niedrigsten Sadisten des Regimes zugutehalten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie dafür nur zu beschränkt waren.

Literatur-Konkret 1999, S. 14

Erwin Riess

»Ich gehöre dazu«

Realer Sozialismus – sub specie Judaeorum. Über Victor Klemperers Tagebücher 1945-59

*Gestern bei Gusti, die recht leidend ist. Ich blätterte in der Welt von gestern; Stefan Zweig, den sie haßt, u. in Karl Krauss, Weltuntergang in 5 Akten (oder so ähnlich), den sie leidenschaftlich liebt, auch dann ihn vorlas u. den ich gar nicht kenne. Die gleiche Epoche, von Zweig betrauert, von Krauss gehaßt. Ich muß beide Bücher gründlich lesen.** Der diese Tagebucheintragung am 10. Januar 1955 niederschreibt, ist ein deutscher Philologe und Romanist, seit 1920 Professor an der Technischen Hochschule in Dresden. Nach Hitlers Machtergreifung seiner jüdischen Herkunft wegen verfolgt, überlebt Victor Klemperer durch die Hilfe seiner Frau Eva, einer Pianistin. Im Februar 1945 flüchten die beiden nach der Bombardierung Dresdens nach Bayern, kehren aber schon einen Monat später zurück. Klemperer ist vierundsechzig Jahre alt, von den Entbehrungen der Flucht geschwächt und schwer herzleidend. Trotzdem nimmt er unverzüglich den Kampf um die Wiedereinsetzung in seine universitären Rechte auf und engagiert sich in der antifaschistischen Arbeit. Daneben frönt er seiner großen Leidenschaft, dem Tagebuchschreiben. Seit 1898, seinem 17. Lebensjahr, ist ihm das Führen eines Tagebuchs unverzichtbar geworden; bis kurz vor seinem Tod im Februar 1960 wird er die Aufzeichnungen fortsetzen. Sechzig Jahre deutscher Geschichte, gesehen durch die Augen eines assimilierten Juden, der, vom Deutschnationalismus kommend, über eine freisinnig-konservative Phase in den zwanziger Jahren die letzten fünfzehn Jahre als Kommunist verbringt.

Gleich zweimal, 1903 und 1912, ließ Klemperer sich taufen; das erste Mal noch unter dem Druck des Vaters, der ursprünglich Rabbiner im Wartheland war, das zweite Mal schon aus freien Stücken. Ein guter Deutscher zu sein, dieses Ziel rechtfertigte jede Unterwerfung, es veranlaßte auch den freiwilligen Kriegseintritt im November 1915. Im August 1945 zieht Klemperer aus der gescheiterten Assimilierung eine erste Konsequenz. Gemeinsam mit seiner Frau tritt der ehemals konservativ-freisinnige Protestant aus der evangelisch-lutherischen Landeskirche aus. *Sie hat uns in der Nazizeit zu sehr im Stich gelassen, zu sehr enttäuscht.* Die Erkenntnis, daß man die Ansprüche überlebender Juden auf die lange Bank schiebt, daß ferner die Versprechungen der Alliierten, sie seien jetzt die Anwälte jüdischer Interessen, nicht eingelöst werden, daß schließlich eine radikale Entfernung Belasteter aus wichtigen Ämtern weder angestrebt noch durchgeführt wird, kommentiert Klemperer mit Verbitterung. Das Scheitern der »Wiedergutmachung« geht einher mit der Einsicht, daß er auch unter der neuen Herrschaft ein Gezeichneter ist.

Kein Zweifel, Hitler und die Naziführer sind weg, der Antisemitismus aber blieb. Die wenigen verbliebenen Juden sehen sich im Kampf um Entschädigung mit Neid und Mißgunst konfrontiert: *Es wird sehr bald heißen: sie drängen sich vor, sie rächen sich, sie sind die Gewinner: Hitler und Goebbels haben doch recht gehabt.* Einen Monat später: *Überall stehen russische Posten, die Russen treiben das Vieh fort, es herrscht Hunger, man hört schon: Unter Hitler habe jeder wenigstens bekommen, was auf den Marken versprochen war, ein bißchen Fett, ein bißchen Wurst, u. jetzt verfallen die Marken! Es muß sich ja die Gegenströmung entwickeln: wir haben Hunger, die Juden sind wieder da, die Russen sind da – das ist der Segen des Pazifismus.*

Überhaupt – die Klagen aus der Bevölkerung: *Die Russen montierten ganze Fabriken bis zur letzten Schraube ab und verfrachten die Teile oft samt der zugehörigen Belegschaft in die UdSSR, Schienen werden auch auf Hauptstrecken herausgerissen, so daß z. b. die Strecke Dresden-Berlin nur mehr eingleisig, willkürlich werden Menschen aus Straßenbahnen zum Schutträumen (»Schippen«) geholt – die »Russen« seien die unbarmherzigen Sieger.* Gut über die Russen reden überhaupt nur KZ-Überlebende und Juden (10. September 1945).

Noch während Klemperer Material für sein Buch über die Sprache des Dritten Reiches sammelt – so notiert er die Phrasen *Ihre Sache ist hunderprozentig sicher!* und eine *unter Beweis zu stellende Angelegenheit* als LTI-Wendungen – , faßt er auch schon den Plan für eine Fortführung der Sprachbeobachtung, und schon am 25. Juni heißt es: *Ich muß allmählich anfangen, systematisch auf die Sprache des Vierten Reiches (Lingua Quartii Imperii, LQI) zu achten. Sie scheint mir manchmal weniger von der des Dritten unterschieden als etwa das Dresdener Sächsische vom Leipziger.*

Sommer und Herbst gehen für Klemperer mit der Arbeit an seinem Tagebuch, seinen Bemühungen, die alte Stelle wiederzuerlangen und den Beschwernissen des Alltags hin: Hunger, Schlangestehen, Hautekzeme, Herzbeschwerden, Suche nach einfachsten Konsumgütern. *Es herrscht ein widerwärtiges Gezänk, ein scheußliches gegenseitiges Kämpfen mit allen Waffen im allgemeinen Sumpf des deutschen Elends.*

Heine und Mendelssohn-Bartholdy seien jetzt die meistgenannten Deutschen, notiert er. Die Servilität gegenüber den überlebenden Juden trage aber bereits den Keim des Aufbegehrens in sich. *Gut, daß wir noch kein Gas haben; es gäbe sonst viele Selbstmorde,* vermerkt er noch im Sommer – eine erstaunliche Parallele zu einer Bemerkung Walter Benjamins in einem Brief an Margarete Steffin, in der er erzählt, daß die Wiener Gaswerke 1939 die Belieferung der Juden mit Gas

einstellten, weil diese ihre Rechnungen nicht beglichen und das Gas vorzugsweise zum Zwecke des Selbstmords benutzten.**

Immer wieder wird er, der prominente überlebende Jude, von »Ehemaligen« ersucht, für sie gutzusagen. In vielen Fällen erfüllt er die Bitte. Aber mit der Häufigkeit des Ansinnens – *Ich kann unmöglich der Schutzengel und Bürge aller Pg's werden ...* – mischt sich wachsende Bitterkeit in seine Rehabilitierungsschreiben. *Man hat mich mehr mißachtet als einen Hund, man bewirbt sich jetzt mit allen Mitteln um mich – was wird morgen sein?* Immer wieder sagt er sich vor: *Du bist jetzt im Paradiese, verglichen mit dem vergangenen Zustand.* Aber: *Es wächst ein bißchen allzuviel Unkraut im Paradiesgarten.* Er beschließt, die Studien an der LTI abzubrechen und endlich mit der Abfassung des Buches zu beginnen. Und er beginnt, sich politisch zu betätigen. Eingedenk der Erkenntnis: *Nie mehr werde ich unbefangen sein*, erscheint ihm eine radikale Linkswende als einziger Ausweg aus der deutschen Misere. *Ich möchte an den linkesten Flügel der KPD, ich möchte für Rußland sein,* notiert er am 8. August, schränkt aber freilich seine Parteipräferenz wieder ein: *... es muß eine einheitliche Arbeiterpartei sein (mit rechtem u. linkem Flügel wie das Centrum), in der auch der geistige Arbeiter sein Recht hat. Womit man freilich beim Programm der NSDAP anlangt.*

Obwohl er anläßlich einer Rede Stalins (»Wir haben 1904 gerächt«) sich voll Abscheu vom Erbe des Zaren und der zaristischen Politik abwendet und feststellt: *Ich bin zwiespältiger denn je. Wäre ich nicht Jude, würde ich mich in Freicorpsseelen hineinversetzen,* läßt er sich die Formulare für den Eintritt in die KPD aushändigen. Der Schritt ist nicht nur freiwillig; er folgt auch dem sanften Zwang, einer der vier zugelassenen Parteien beizutreten, da er ansonsten nicht als rasseverfolgtes Opfer des Faschismus anerkannt wird.

Das Gesuch wird angenommen, in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahr wird Victor Klemperer Kommunist. In diesen Tagen regelt sich auch seine Anstellung an der Hochschule in Dresden; das Schlimmste scheint ausgestanden. Obwohl er bald schon darüber Klage führt, daß auch die KPD taktisch vorgeht und die Nazis nicht verprellen will; obwohl er ähnliche Tendenzen auch bei den sowjetischen Militärs ausmacht und die anfängliche Konsequenz der Amerikaner bei der Naziverfolgung neidisch beobachtet; obwohl er das Fortdauern des Antikommunismus konstatiert und mit Entsetzen die Ergebnisse der Betriebsratswahlen in Leuna (SPD: 23 Mandate, KPD: 1 Mandat) vermerkt, kann er doch zu Weihnachten 1945 notieren: *Zum erstenmal seit Jahren konnte ich Eva etwas schenken.* Und zu Silvester stellt er fest: *Immerhin: dieses Jahr! Doch wohl das märchenhafteste meines Lebens.*

Mit Elan macht er sich an die Abfassung seines LTI-Buches, hält eine Vielzahl von Vorträgen im »Kulturbund für eine demokratische Erneuerung Deutschlands« und in Volkshochschulen. Die neue Macht übernimmt aber die alten Phrasen *... mit Haut u. Haaren. Sogar Becher – höher geht's nimmer – schreibt andauernd kämpferisch. Frau Kreisler war erstaunt, als ich charakterlich beanstandete. In einem Aufsatz, der die jetzigen Straflager (Kommandohaft) rühmt, werden die Häftlinge zu einsatzfreudigen Menschen erzogen.*

Am 1. Januar 1946 bezeichnet Klemperer sich als *Mittler zwischen KPD u. Intelligenz und Bourgeoisie*, und das ist exakt die Rolle, die er in den nächsten Jahren sowohl in seinem Fach, der Romanistik, als auch in seinen Vortragsserien in Kulturbund und Volkshochschulen spielen wird. Häufig wird er dabei zum Gefangenen der SED-Politik gegenüber der Intelligenz und den Universitäten, die relativ große Freiheit genießen. Als »bürgerlicher« Kommunist ist er oft von offenen und verhaltenen Feinden des Sozialismus umgeben; den Proletarieren wiederum ist er – mit Ausnahmen – zu bürgerlich.

Erstaunlich wie stark KPD u. SPD Deutschtum, deutsche Einheit, geradezu Nationalismus ins Centrum stellen, vermerkt er im Jänner 1946*, der SPD-Mann Dahrendorf (sprach) sogar – entgleisend! – von der Einheit des Blutes ...* Diese Erlebnisse und die nicht abreißenden und immer dreister werdenden Wünsche ehemaliger Parteigenossen nach Rehabilitierungsschreiben führen zu einer Radikalisierung seiner Anschauungen: *Als mir Wollschläger vor einer Zeit sagte, er wünschte, wir hier würden Sowjet-Bundesstaat, war ich erschüttert. Jetzt wünsche ich's selber.*

Die Klage über die gesellschaftlichen und parteimäßigen Verpflichtungen, die seine schriftstellerische Arbeit hemmen, nimmt neben den Notaten über seine Herzschmerzen (*Sehr deprimiert. Das Herz versagt so häufig, daß ich den Tod in dichter Nähe sehe)*, die Kälte (infolge Kohlennot), die Ernährungssituation (*Wir leben zu 90 Prozent von trockenem Brot*) und die allgegenwärtige Müdigkeit (*während des Vortrages eingenickt*) in den späten vierziger Jahren einen Gutteil des Tagebuches ein. Beharrlich bemüht er sich um einen Posten im sächsischen Ministerium oder eine Professur in Leipzig, wird aber enttäuscht.

Hunger begleitet seine Vortragsreisen: *Jämmerlichstes Essen in Jena*, notiert er, und *noch ein allerdürftigstes Essen im famosen Thüringer Hof.* Einziger Lichtblick in dieser Zeit ist die Nachricht, daß der Aufbau Verlag seine *LTI* annimmt. 1947 erscheint das Buch, eine Neuauflage folgt rasch. Unzählige Vortragsreisen, auch in entlegenste Nester, führen Klemperer durchs ganze Land. Die Notizen an der »LQI« werden fortgesetzt (»entbräunen«, »russenhörig«, das »Kollektiv«, das »Aktiv«, nach dem Westen »verblühen«, einen »Volksgoethe« herausbringen, Goethe »entgeheimraten«, »die Zone«, »Volksbildungswoche«, »spalterisch«, »drüben«, »ein Thema anreißen«, »klassenbewußt« (das Pendant zu »artgetreu« aus der *LTI*), »es lebe der Friede!«, »verdienter Lehrer«, »Geistesarbeiter«, »Deutsche an einen Tisch! An

tausend Tische«, »verletztes Rechtsempfinden des Volkes!« »unbändige Aktivität«, »Kriegsbrandstifter«, »nicht provozieren lassen«, »der einfache Mensch«, »der Sowjetmensch«, »der Traktorist«.

Anläßlich einer Bahnfahrt nach Görlitz, die er unter Kriegsversehrten in einem »Schwerbeschädigtenabteil« verbringt, heißt es: *Das Übliche: Haß auf Russen, SED und OdF* (Opfer des Faschismus; E. R.). *Plündern uns aus ... wie die Nazis ... alle lügen ... Ein junger Amputierter neben mir: Oberleutnant, darf nicht studieren. Ein Industrieller, der Nazi war. Deutschland ist nicht allein am Krieg schuld! der Oberleutnant: er warte auf den nächsten Krieg; da werde niemand den Deutschen die Schuld zuschieben können ... Die Russen primitiv, faul, grausam ... wir: die besseren Mensche. ... Wenn wir in der Weimarer Zeit reisten, schimpfte alles auf die Republik, wir fragten, worauf sie sich stütze. So ist es heute mit der SED u. dem Bolschewismus. Ich habe kein Gefühl der Sicherheit. Die Arbeiter, Genossen, SEDler selber fallen morgen ab, wenn sich die Gelegenheit ergibt, u. rennen neuem Hitler zu.*

Im Februar 1949 lernt er Adolf Hennecke, den »Bestarbeiter«, kennen. *Stattlicher Mann ... könnte ebensogut hoher SS-Offizier sein*, notiert er und ergänzt, daß Hennecke von Leibwächtern beschützt werden muß, weil er in der Arbeiterschaft verhaßt ist. Seine »Bestleistungen« führten zur Anhebung der Arbeitsnormen. Immer wieder berichtet Klemperer von der Unzufriedenheit der Arbeiter; der 17. Juni 1953 überrascht ihn nicht sonderlich.

Die Verhandlungen über die deutsche Einheit, die Abspaltung der Westzonen durch Einführung einer eigenen Währung kommentiert Klemperer bitter: *Ein Trauerspiel. Man sollte alle Hoffnung auf gütige Einigung aufgeben, Diktatur des Ostens anstreben* (Mai 1949).

Über Thomas Manns triumphalen Besuch in Weimar berichtet Klemperer, daß Kulturminister Becher Mann penetrant hofiert und ihn öffentlich mit *Lieber Geliebter* anspricht. *Mir erscheint die politische Lage trostlos u. all unser Tun sinnlos,* notiert er in solchen Momenten, beharrt aber auf seiner politischen Wahl. *Ich halte fest zu Marxismus u. Rußland, als wenn ich an sie glaubte ... Ich werde das Pferd nicht wechseln. Und ob mich die Angina oder die Kugel erledigt, ist höchst egal ... Wir sitzen auf russischen Bajonetten ... Am Tag des Russenabzugs sind wir ... tote Leute.*

Zu Silvester 1949 notiert er: *Wie lange noch? Und wer zuerst? Und dann das Nichts.* Die zweite Frage wird bald entschieden, im Juli 1951 erliegt seine Frau einem Herzschlag. Klemperer fällt in tiefe Depression. Verzweifelt beharrt er darauf, Kommunist sein zu wollen: *... ich will mit der SED gehen – aber was sie auf kulturellem Gebiet tut, ist oft grundfalsch.* Ein Beispiel: Die Aufführung von Ernst Fischers Anti-Tito Stück »Der große Verrat« in Berlin. *Das plumpeste Tendenz- u. »Volks«stück ... Plumpeste Phrasen, oberflächlichste Charakteristik.*

Seit Ende 1948 kommt es in allen sozialistischen Staaten zu antisemitischen Kampagnen, in gemilderter Form auch in der DDR. *Ständiges Anwachsen des Antisemitismus, auch in der SED*, vermerkt Klemperer im Jänner 1949. Jüdische Intellektuelle verlassen die DDR und gehen unter anderem nach Brasilien und Schweden. Parallel dazu verschärfen sich die internationalen Spannungen – *drohende Kriegsgefahr, Krieg unmittelbar bevorstehend* – und die politischen Auseinandersetzungen in der DDR selbst. *Ich weiß, daß die demokratische Republik innerlich verlogen ist, die SED als ihr Träger will die sozialistische Republik, sie traut nicht den Bürgerlichen, u. die Bürgerlichen mißtrauen ihr. Irgendwann gibt es Bürgerkrieg.* Der Westen, die Bonner Republik mit ihren *Nazi- und Judenmörderministern,* erscheint Klemperer nicht wie vielen seiner Kollegen (Gadamer, Kantorowicz) als erstrebenswerter Zufluchtsort, er möchte aber dennoch *unendlich weit fort von Deutschland leben können.*

Im Gegensatz zu den tristen politischen Perspektiven eröffnen sich ihm erfreuliche persönliche Aussichten: Klemperer verliebt sich in eine katholische Philologie-Studentin, Hadwig Kirchner. Sie erwidert seine Gefühle, und nachdem die Eltern ihre Zustimmung zur Heirat über die Generationsgrenzen hinweg geben, folgt die Trauung im Mai 1952. Die Liebe zu Hadwig bescheren Klemperer trotz beständiger Zweifel und Gewissensbisse noch einige glückliche Jahre und zum Teil ausgedehnte Reisen mit der umsichtigen Gattin nach China, Italien, Frankreich, Bulgarien und Rumänien. Die Häufung öffentlicher Ehren – 1952 erhält er endlich den ersehnten Nationalpreis, wenn auch nur III. Klasse, 1956 folgt der Große Vaterländische Verdienstorden in Silber – und die Anerkennung seiner Leistungen als Philologe und Romanist durch seine Aufnahme in Volkskammer, PEN-Klub und Akademie der Wissenschaften, schließlich die ordentliche Professur in Berlin, gehen aber einher mit einer wachsenden inneren Emigration.

Während einer großen China-Reise, er feiert dort seinen 77. Geburtstag, endet die Hinwendung des *idealistischen Materialisten* (Selbstdefinition) zum Kommunismus. Angesichts der *rührenden Hochöfchen,* des allgegenwärtigen aggressiven Nationalismus, der militärischen Organisation der Gesellschaft, in der das *Einschmelzen* der Intellektuellen in die Masse der 600 Millionen gefeiert wird, resümiert Klemperer: *Mir wird klar, daß der Communismus gleicherweise geeignet ist, primitive Völker aus dem Urschlamm zu ziehen und civilisierte in den Urschlamm zurückzutauchen. Im zweiten Fall geht es verlogener zu Werk ... Ich bin gerade durch meine Chinareise u. bei der Anerkennung der gewaltigen Leistungen hier zum endgültigen Antikommunisten geworden.* Das *kann nicht Marx' Idealzustand gewesen sein.*

Zu Silvester 1958 heißt es: *Ich wäre gern einmal Mitglied eines wirklichen gesamtdeutschen Parlaments geworden, in einer anständigen sozialistischen Partei.* Ein paar Wochen zuvor: *Deutschland ist ein in zwei Stücke zerfahrener*

Regenwurm; beide Teile krümmen sich, beide vom gleichen Faschismus verseucht, jeder auf seine Weise.

Im März 1959, während eines Kongresses in Brüssel, erkrankt Klemperer schwer. Er stirbt am 11.2.1960 in Dresden, 79jährig, und hinterläßt eine Reihe unausgeführter Projekte, unter anderem auch das der »Lingua Quartii Imperii«. In den Tagebüchern finden sich aber die Kleinodien des *Kaderwelsch* (Klemperer) versammelt: die *Consultation der Völker*, *staatsbewußte Menschen, parteiverbundene Charaktere, das Vorantreiben des sozialistischen Realismus gegen Kosmopolitismus und Formalismus, der große Volkskünstler Schubert.* Da demonstrieren *Tausende Männer ... aus den Betrieben ... zum Platz vor dem alten Rathaus,* wird die *Brutaktion für Hühnereier ... für die Zeit vom 1. Februar – 31. Mai 1955 festgesetzt,* und die Agronomie revolutioniert: *Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein*, lautete die Losung auf den Mähdreschern. Nun sehe man das Ergebnis, so Klemperer.

Seine Aussagen zu politischen Ereignissen fallen demgegenüber sehr knapp und, bedenkt man die Fülle der anderweitigen Notizen, wenig ergiebig aus. Über den 17. Juni 1953 heißt es nur: *»Das faschistische Abenteuer ist gescheitert!« Widerlich, wie man den Sieger spielt. Aber nur die russischen Panzer haben geholfen.*

Der Tod Stalins, die Ereignisse um den 20. Parteitag der KPdSU, der Tod der Rosenbergs, der Flug des Sputniks, ja sogar der Abwurf der Atombombe sind ihm jeweils nur einen dürren Satz wert. Seine Welt ist die DDR-Kulturpolitik, die Vortragsarbeit, das geordnete Leben an den Hochschulen. Er weiß, daß sein Ehrgeiz, über den er oft Klage führt, auch eine zweite Seite hat, nämlich die, als Jude den Anspruch auf ein respektiertes und angstfreies Leben in Deutschland nicht aufzugeben. *Ich gehöre dazu,* sagt er Ende der vierziger Jahre mit einem Seufzer der Erleichterung, und dieser Seufzer ist Klemperers späte Rache an den Faschisten: Er wollte sich *sein* Deutschland nicht von ihnen nehmen lassen. Diesem Ziel ordnete er alles unter, wurde noch im hohen Alter Kommunist und unermüdlicher Parteiredner. Für einen schwerkranken, gebrechlichen Mann mit bürgerlich-konservativem Hintergrund eine erstaunliche Leistung.

Victor Klemperer: *So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945-1959.* Aufbau Verlag, Berlin 1999, 2 Bände, 862 und 960 Seiten, 98 Mark

---

* Kursive Passagen sind Zitate von Victor Klemperer; Rechtschreibung nach dem Original

** Kurt Krolop: Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus, Berlin 1987, S. 58

Literatur-Konkret 1999, S. 18

Peter O. Chotjewitz

Sprachloser nie

Ein Plädoyer für die Abschaffung der Literaturkritik

Was unterscheidet ein literarisches Werk von einem Sachbuch, einem Traktat, einem Referat, einer Relation, einem Packen alter Zeitungen oder einem Bündel Briefe, das uns Tante Else hinterläßt? Die Sprache des Autors. Seine Art des Umgangs mit den Sprachen seiner Sprache, seine Syntax, die Farben seiner Wörter, ihre Unterbedeutungen, Überbedeutungen, Gesamtbedeutungen, seine Rhythmen. Seine Art, die Wörter zu setzen und miteinander zu verknüpfen. Alles das und manches mehr ist es, was ein Buch lesenswert macht.

Kommt das, was ich die Essenz der schönen Literatur nennen möchte, aber auch zur Sprache in der Literaturkritik, ist es Verhandlungsgegenstand, wenn irgendwo über Literatur geredet wird? Zunächst ein paar Proben aufs Exempel.

»Händler ist ein geschickter Erzähler«, stellt Harald Hartung in der »FAZ« über einen Roman eines gewissen Händler fest. Das ist alles, was Hartung auf fünf Seiten über die Sprache seines Opfers zu sagen weiß.

Joachim Kaiser lobt in der »Süddeutschen Zeitung« die »entzückende Eleganz und Lebendigkeit« einer »Formulierkunst«, äußert also Null über die Sprache von Peter Hacks und fügt deshalb vorsorglich hinzu, daß das, was Hacks zu sagen habe, »schlechthin unschlagbar elegant sei«, so als ob zwei Nullen etwas anderes bedeuten als eine Closettür.

Sprachloser nie als in der Literaturkritik kommt die Literatur auf den Hund. »Spirituelle Prosa« entdeckt ein Rezensent namens Linder in einem der dünnen Werke des Dichters Jürgen Becker. Was ist das? Verwendet Jürgen Becker Worte aus der Bibel? Zitiert er aus dem Wörterbuch des bergischen Druiden? Ein anderer lobt eine »grotesk-furiose Prosa«. Wie darf ich das verstehen? Sind da wilde, verwegene Worte in waghalsigen Wallungen am Werk? »Grotesk-furiose Prosa« ist schrecklich. »Sie bleibt stets auf der Spur des Seziermessers. Sie mißt genau, schneidet und trennt.« Da sieht man mal, was Sprache alles kann, und ich schreibe immer noch mit meinem alten Schweizer Unteroffiziersmesser.

Aber weiter: Was sind »Sprechakte«? Was dürfen (müssen) wir unter einer »mit scheinbar leichter Hand geschriebenen und dabei mit äußerster Sorgfalt durchkomponierten Erzählung« verstehen, was unter einer »einzigartig schmiegsamen Schreibweise«? Halten zu Ehren, Herr Baier, aber was empfehlen Sie mir da mit der Behauptung: »Ein deutlich wärmerer Ton dringt aus dieser Prosa«? Eine literarische Heizdecke? Was ist eine »Erzählbewegung«, eine »distanzierte« noch dazu, eine »einfühlsame«, eine »gelungene«, eine »einzigartige«, »gleichzeitige« – ja, um aufs Ganze zu gehen, eine: »einzigartig gelungene, einfühlsame und gleichzeitig distanzierte Erzählbewegung«, die zu allem Überfluß auch noch was »einfängt«, nämlich die Art und Weise, wie der verehrte Kollege Christoph Hein »sich von der Gewalt des hervorbrechenden Triebes hilflos glückselig überwältigt fühlt«? Das wüßte man gern, was Hein da für eine Sprache hat oder benutzt, kurz, was für Wörter er verwendet, wie er sie setzt, verknüpft und changieren läßt, wenn er sich einen runterholt.

Benutzt er Worte aus der sächsischen Kanzleisprache oder das Knastglossar des europäischen Übersetzerkollegiums? Hantiert er mit Adjektiven? Prasseln Substantive nieder auf den Leser, wenn Hein zum Höhepunkt kommt? Welche Verben lassen die Erregung abklingen? Bevorzugt er dunkle Umlaute zur Triebabfuhr?

Wer viel fragt, kriegt wenig Antwort. Alles was Baier mitteilt ist, daß Hein »die bestimmte Handschrift des erfahrenen Autors nicht verleugnet«. Mein Gott, ich onaniere seit gut fünfzig Jahren, aber beweist diese Feststellung schon, daß ich ein erfahrener Autor bin?

Elf Jahre lang erschien bei Reclam in Stuttgart eine Sammlung mit dem Titel *Deutsche Literatur – Jahresüberblick*, herausgegeben von Volker Hage, Rainer Moritz und Hubert Winkels (11 Bände, Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 1989-1999), aber man kann auch ein paar Literaturbeilagen der letzten Jahre durchsehen, um festzustellen: Nur selten Perlen, doch stets vor die Säue wirft ein Verlag seine literarische Produktion, wenn er Neuerscheinungen versendet. Ich plädiere deshalb dafür, Rezensionsexemplare nur noch zum dreifachen Ladenpreis abzugeben. Anders ist dem Unfug der Literaturkritik nicht abzuhelfen.

Manchmal verwundert ein Kritiker sich über sich selbst. Hajo Steinert etwa. »Gelungener Text«, schreibt er in der »Zeit« und erschrickt. Das kann doch nicht schon alles sein. Also legt er nach: »Zoe Jennys Sätze sind glasklar, kommen direkt auf den Punkt. Sie kommt ohne Konjunktive, ohne ironisches Gehabe aus.« Aha, denken wir, so schreibt also Frau Jenny, kann keinen Konjunktiv, aber Interpunktion und immer bierernst, aber dann stutzen wir schon: Ist das Schreiben ohne Konjunktive der Punkt, auf den es ankommt? Oder ist vielleicht ein anderer Punkt gemeint, auf den Jenny ohne ironisches Gehabe und Konjunktive kommt?

Sechzig Zeilen weiter unten urteilt Steinert abermals über Jennys Sprache: »Es ist eine Prosa, die Kurt Cobain und nicht Mick Jagger, Techno und nicht Pop, Ecstasy und nicht Marihuana, harten Videos und nicht dem Programmkino verpflichtet

ist.« Nun sieh mal an: Was der Steinert für Unterschiede kennt, und er weiß sogar, was bei uns im Programmkino läuft. Nun muß er mir nur noch eins erklären: Wie geht Cobain? Ist das eine Geheimsprache, mehr wie Moselfränkisch oder ist das Prosa ohne Konsonanten? Wie geht Sprache, die nicht Pop ist, sondern Techno? Was ist überhaupt Pop, abgesehen davon, daß es nicht so ist wie Jennys Prosa?

Besser nicht fragen. Es war nicht so gemeint und zeigt nur, daß viele Kritiker sich nicht damit begnügen zu behaupten, eine Geschichte sei »gut erzählt«, sondern meinen, da müßte noch etwas Butter bei die Fische. Manchmal auch nähert ein Kritiker sich der unangenehmen Aufgabe, das Essentielle der literarischen Produktion, das Setzen von Sprache, zum Gegenstand seiner Kritik zu machen, und bringt damit das Kartenhaus seiner vorgefaßten Meinungen zum Einsturz.

Gustav Seibt, der einen Artikel über Durs Grünbein verfaßt hat, ist solch ein Fall. Eben noch hat er das große Talent des Dichters gelobt, das Geheimnis seines Erfolgs besprochen, da kommt er, fast beiläufig, nach ungezählten Zeilen doch noch für einen Augenblick auf die Sprache zu sprechen und muß resigniert feststellen: »Er hat eine fatale Neigung zum technoiden und pseudowissenschaftlichen Vokabular. Bloße Worte müssen für eine Sache einstehen, die sich nicht mitteilen läßt. Das mathematische Mandala bleibt Lautgeklingel.« Solche Stellen sind selten, und auch Seibt fällt schon in der nächsten Kritik in seine alte Gewohnheit zurück, sich seitenlang auszuseichen über den Wohnort des Autors (Altenburg, das mindestens so wichtig zu sein scheint wie Wittlich), sein Lieblingslokal, den Inhalt und den Aufbau seines neuen Buches, ohne ein Wort über den Text selber zu verlieren. Mal ein: »Er beherrscht sein Handwerk«. Das muß reichen.

Nun gibt es Kritiker, denen selbst das zuviel ist. Ein Lüdke zum Beispiel verfaßt nur Kritiken, die seinem Fortkommen nicht schaden können, und tritt deshalb nur auf der Stelle. Wer im Verschiß ist, kriegt einen Verriß, wer Ansehen genießt, wird gelobt. Wie soll man von einem solchen Opportunisten eine erhellende Bemerkung über die Sprache des Werkleins verlangen, das er gerade zu besprechen versucht, ohne es gelesen zu haben? Da bleiben nur Gemeinplätze wie der rhetorische Ausruf: »Aber ist es auch ein Roman?« Als ob Leute wie Lüdke oder sein Übervater Reich-Ranicki wüßten, was ein Roman ist.

An dieser Stelle muß ich eins klarstellen. Ich lamentiere nicht, weil irgendein Kritiker mich mal verrissen hätte. Ich bin keine verfolgte Unschuld, denn im Großen-Ganzen wurde ich als Autor meistens überschätzt, zu Unrecht gelobt, und die dümmsten Kritiken waren nicht immer negativ. Es gab in meinem 35jährigen Autorenleben kaum Verrisse, die ich nicht hätte selber schreiben können, wenn mir danach war. Nein, ich konstatiere etwas anderes: Die Unfähigkeit, über Literatur nachzudenken und zu schreiben, eint die Kritikerzunft: dumme wie kluge Kritiker, intelligente wie einfältige, gut bezahlte wie ärmliche Zeilenschinder, berühmte wie unbekannte, alte wie junge, Profis wie Stümper.

Reich-Ranicki ist zwar saumäßig, und sein begriffliches Instrumentarium beschränkt sich auf Floskeln wie »süffig und saftig«, »hämmernde Diktion« und ähnliche Platitüden, aber der Unterschied zwischen uns ist im wesentlichen, daß ich nicht so berühmt bin. Als Literaturkritiker bin ich auch nicht besser. Es gibt keine Literaturkritik ohne Stilblüte oder lächerliches Gefasel, und was Schirrmacher und Konsorten in der »FAZ« oder die schlesischen Nachtigallen des »Zeit«-Feuilletons, Iris Radisch und Elke Schmitter, schreiben, nach der Devise: Ich hab' zwar nichts zu sagen, aber dafür kann ich es nicht ausdrücken, ist keine Sünde, sondern nur eine Schande.

Auch Hubert Winkels schreibt, wie er schielt. 1995 entdeckte er zum Beispiel in einem literarischen Werk eine Landschaft, über die er folgende Seltsamkeit zu berichten wußte: »Und sie leuchtet selbst dann noch intensiv in der Sprache, wenn das Vorstellungsvermögen des Lesers sich schon verabschiedet hat.« Es lohnt sich, über diese drei Zeilen zu extemporieren, da Winkels zuvor behauptet, der Autor (Georges-Arthur Goldschmidt) neige zu »ausufernden, gleichwohl immer präzisen Beschreibungen«. Wir haben es also, laut Winkels, mit einer Landschaft zu tun, die der Leser sich nicht mehr vorstellen kann, obwohl der Autor sie ausufernd präzise beschreibt, und die nurmehr in der Sprache leuchtet. Wie leuchtet eine präzise beschriebene, unvorstellbare Landschaft in der Sprache? Wie sieht eine Landschaft überhaupt aus, wenn man sie ausufernd beschreibt? Tritt sie über die Ufer?

Ja, an dieser Stelle spätestens hätte ich gerne mehr über Goldschmidts Sprache erfahren. Eventuell über das Binnenverhältnis zwischen hellen Vokalen und Schwapplauten. Hubert Winkels ist die Verona Feldbusch der Literaturwurstfabrik der neunziger Jahre. Er schreibt nicht nur fleißig in etlichen Gazetten, sondern sitzt auch ständig in meinem Fernseher rum, entweder als eine Art literarisches Quartett für eine Stimme, oder er stellt wohlwollende Fragen an brave Autoren. In seiner Kritik, die in der »Zeit« erschien, ist das Talent des Autors Goldschmidt quasi das in den Brunnen gefallene Kind. »Die Kunst des Erzählers«, behauptet Winkels, »liegt weniger in der Beschreibung als solcher, sondern in der stillen Mitgift des Unheils.« Ich will jetzt nicht beckmesserisch anmerken, daß sein Satz frustrierend ist, da das Wörtchen »weniger« vor dem Komma auf ein »als« zuläuft und danach ein »mehr« erwarten läßt, während das Wörtchen »sondern« sich quantitativ auf der gleichen Ebene befindet, wie das von Winkels unterschlagene »nicht«, also ausschließt, daß die Kunst des Erzählers weniger in der Beschreibung liegt. Kleines Beispiel für einen korrekten Satz mit »sondern«: »Die Kunst des Hubert Winkels liegt nicht in seiner Unfähigkeit als solcher, sondern als Literaturkritiker.« Aber keine Panik. Dergleichen Unkorrektheiten können schon mal passieren zwischen zwei TV-Moderationen, und es ist auch irgendwie sympathischer, von Winkels übersehen zu werden, wenn man weiß, was er schreibt.

Ein Sonderfall sind allemal Lyrik-Kritiken. Hier erfährt der Leser über den Umweg des Zitats ein bißchen was über den Stil des Autors. Vor mir liegt eine Rezension von Frank Schirrmacher über ein Büchlein von Durs Grünbein. 67 Zeilen Zitat gegen 160 Zeilen Kommentar. Das ist der goldene Schnitt, aber ziemlich hinterhältig, zumal Schirrmacher nicht versucht, die Qualität der Gedichte, die er zitiert, zu beschönigen und nur an einer Stelle »die Stärke des Talents« erwähnt, »das sich hier ankündigt«.

Wirklich geschäftsschädigend für den Autor ist freilich, daß Schirrmacher Grünbeins Gedichte fast ausschließlich mit den politisch-sozialen Zuständen in dessen früherer Heimat entschuldigt. Ich habe in den 160 Zeilen des Schirrmacherschen Kommentars nicht eine entdeckt, die nicht davon handelte, daß Grünbein aus der DDR stammt und der Rezensent ein eingefleischter Gegner des dortigen Systems war. Wer jetzt fragt, wovon Literaturkritiken denn überhaupt handeln, wenn ihre Verfasser sich nicht scheren um die Sprache der rezensierten Werke, gehört zu den Glücklichen, die keine Buchbesprechungen zu lesen brauchen. Literaturkritiken handeln zu 99,9 Prozent von »Inhalten«, referieren, erzählen nach, fassen zusammen, picken hier eine Episode raus, wenden hin und her, was das dort bedeuten könnte, klopfen den Text auf Korrespondenzen zu Biographien ab, hadern mit den politischen und sonstigen Ansichten eines Autors, triefen vor Selbstbekenntnissen etc., vermeiden jedoch durchweg eins: jede Bemerkung über die Sprache der Literatur, die hinausginge über das branchenübliche: »Gut geschrieben.«

Schirrmachers Kritik der Grünbein-Gedichte zeigt, daß man ähnlich unbefangen auch mit Gedichten umspringen kann. Jeder Möbelschreiner würde rausfliegen, der eine Birne nicht von einer Kirsche unterscheiden kann. Die meisten Rezensenten nehmen nicht einmal wahr, was der Autor für eine Sprache benutzt. Freilich gibt es auch Ausnahmen, die überdurchschnittlich viel über die Sprache eines Autors schreiben und ihr, sagen wir, bis zu drei Prozent der Textmenge widmen. Ich vermute, Hochschulabsolventen neigen dazu. Sie gebrauchen diskursgerechte Begriffe mit kurzem Verfallsdatum in der richtigen Annahme, daß die meisten Leser nicht wissen, wie sie von ihrem Erfinder gedacht waren, aber vielleicht wissen die Rezensenten es auch nicht. Man verwendet pro Satz ein solches Wort, verschachtelt die Sätze ein bißchen und erzeugt somit schon nach etwa zwanzig Zeilen den Eindruck tiefer Weisheit. Kleines Beispiel: »Als poetische Feldforschung (sic!) könnte man das Gesamtkunstwerk (sic!) dieses Gedichtbands bezeichnen, als Transformationsgrammatik (sic!) von Sprache und Geschichte, deren modulare (sic!) Verschiebungen und Strukturverwerfungen (sic!) im Verlauf der Lektüre einen Akkumulationseffekt (sic!), einen Hypertext (sic!) aus Querreferenzen (sic!) und Interaktionen (sic!) erzeugen.« (Hicks.) In solchen Hyperkritiken ist »der Wallungswert des Wortes dahin«, »das Hauptmittel zur Vivisektion die Syntax«, und jeder Begriff ist so hip wie hop. Die Welt ist ein »Archiv von Zeichen«, die Arbeit des Autors ein »poetisches Sampling«, und es wimmelt von Chiffren, Stereotypen, Ideolekten, Tonfällen und Rhythmen.

In der aufgeblasenen Scheinwelt dieses Kritikers wird der Dichter »zum Archäologen an den Sprachfronten, zum Kundschafter in der Etappe eines kriegerischen Jahrhunderts«. Was vorgibt, über die Sprache des Autors zu sprechen, ist nur eine andere Form von Sprachlosigkeit. Warum Literaturkritiker so wenig über die Sprache der von ihnen rezensierten Werke reden, ist klar: Sie könnten es nicht. Lesen Sie die Lebenserinnerungen des Marcel Reich-Ranicki. Ich glaube nicht, daß er selber an einem so schlecht geschriebenen, so öden, langweiligen, selbstgefälligen Buch eines anderen Autors ein gutes Haar lassen würde. Der Mann besitzt nicht nur, wie man jetzt nachlesen kann, keine eigene Sprache, sondern auch kein Gefühl dafür. Er hat offensichtlich nicht mal die Gabe, zu erkennen, daß er nicht schreiben kann, denn sonst hätte er es wohl gelassen. Das gleiche gilt übrigens für fast alle professionellen Kritiker (Dilettanten und Gelegenheitskritiker sind also ausgenommen): Man kann froh sein, wenn sie nicht auch noch selber schreiben.

Fazit: Hören Sie auf, Literaturkritiken zu lesen. Verrisse sind so erhellend wie Lobgesänge. Stets lassen sie das Wichtigste an der Literatur außer acht: die Sprache.

Literatur-Konkret 1999, S. 21

Jürgen Roth

Ran ans Stammwort!

Von der Aufklärung zur Entwelschung: Die Geschichte der Sprachkritik in Deutschland ist keine der Beförderung der Humanität

Politiker reden Blech, Literaturchargen Stuß, Fernsehfussel Schrott. Sprachkritik, die Analyse der herrschenden Ästhetisierungsideologie und des kurrenten Kulturgeschwafels, wäre geboten. Bloß – was ist, was unternimmt sie?

Nach einer detaillierten, bisweilen behäbigen, didaktisch steifen, aber profunden Studie des Germanisten Jürgen Schiewe über *Die Macht der Sprache* fördert Sprachkritik heute meist das Lamento: »Normverlust, Wertverlust, Sprachverlust – das sind, in diesem Urteilsrahmen, die Kennzeichen der Zeit, genauer: der Gegenwart.«

Früher war alles besser. Früher verfiel die Sprache, wo man ihr nüchtern begegnete, nicht dem Verdikt, ein durch Krankheiten befallener Organismus zu sein. Der Aufklärung galt sie als soziales, formbares Gebilde oder – besser – Medium und Produkt gesellschaftlicher Tätigkeiten unter – noch – bildungsbedingt divergierenden Bedingungen, sich zur Norm der allererst zu etablierenden Schrift-/

Hochsprache zu verhalten. Leibniz setzte die Maßstäbe dessen, was wir meinen, wenn wir glauben, sprachpflegerisch bzw. -korrigierend zu handeln: »Er liefert eine Analyse des Sprachzustandes, er formuliert ein Sprachideal, und er macht konkrete, praktikable Vorschläge, wie der Sprachzustand in Richtung auf eine Realisierung des Sprachideals zu verbessern sei« (Schiewe).

Die Geschichte der hiesigen Sprachkritik beginnt in der Frühen Neuzeit, da Paracelsus die Hegemonie des Gelehrtenlateins anficht. Er doziert auf deutsch und greift den barocken Sprachgesellschaften vor, die dem Fremdwort zugunsten eines »einheimischen« Literaturidioms kulturpatriotisch zu Leibe rücken. Leibniz und Christian Wolff erstreben später die deutsche Wissenschaftssprache, der Grammatiker Johann Christoph Adelung und Joachim Heinrich Campe suchen die jedermann zugängliche Normsprache zu konstituieren, bis das 19. Jahrhundert via regressive Kritik der Schriftsprache dem nationalistischen Purismus den Weg ebnet.

So weit, so bekannt. Weniger geläufig dürften die Prämissen der Sprachkritik sein. Das Sprechen – und nicht der lexikalische Korpus oder das grammatische Regelwerk – ermächtigt den einzelnen zur metasprachlichen Reflexion. Er verfügt, während er spricht, über die Parameter, mittels derer er Welt bezüglich anderer subjektiv beurteilt. Diese rationale Sicht der dreistrahligen kommunikativen Praxis motiviert Sprachkritik als Verfahren, das prüft, welche Norm *wie* die politischen Beziehungen der Sprecher bestimmt bzw. bricht. »Eine Sprache«, erklärt Schiewe, »kann nicht krank sein«, kann auch nicht allen Ernstes hypostasiert werden zum System (langue) oder zur strikt individuellen Performanz. »Die jeweilige Norm, der usage, muß sinnvollerweise der systematische Ort von Sprachkritik sein, denn nur die Norm kann man, wie die Geschichte der Sprachkritik lehren wird, begründet kritisieren.« Sprachkritik, die ihren Gegenstand historisch situiert, faßt »Geschichte ... als Produkt menschlicher Sprechtätigkeit« auf – und Sprachgeschichte als beschränktes oder elaboriertes Sprachgeschichtsbewußtsein der Sprechergemeinschaft. Idealiter intendiert sie »eine Verbesserung im Sinne einer Emanzipation von der Macht der Sprache und der Sprache der Mächtigen«.

Während Platons *Kratylos*, der Urtext des Sprachdenkens, um die Frage der Richtigkeit der Wörter kreiste und, daran anknüpfend, noch die Scholastik den Streit institutionalisierte, ob Namen und deren Bezeichnungsleistung natürlich-universalistisch gegeben oder, nominalistisch betrachtet, verabredete arbiträre Signifikanten seien, verdrängt der Diskurs über die korrekte Repräsentation von Sachverhalten und Vorstellungen (Begriffen) seit dem sechzehnten Jahrhundert sukzessive die reine Zeichentheorie. Nun beansprucht die Wahrheit der Rede und der Textauslegung ihr Recht. Das Wissen darum, daß Wörter »Mischgebilde aus sprachlicher und sachlicher Richtigkeit« (Uwe Pörksen) darstellen, richtet das Interesse auf die »Wortkritik«, d. h.: den Gebrauch der Wörter in bestimmten Sprechergruppen – resp. die Bedeutungen, mit denen sie belegt werden.

Sprachkritik meint deshalb jetzt gleichfalls Kritik der »Denkstile«. Man beginnt, das esoterische Latein zurückzuweisen und fordert »das Deutsche als Wissenschaftssprache«, ein »standespolitisch-soziales Argument, das ja bereits einen Aspekt von Aufklärung vorwegnimmt«. Schon der literarische Barock forcierte »die Rückbesinnung auf den Wert der deutschen Muttersprache«. »Spracharbeit« suchte die weitverbreiteten Fremdwörter zu tilgen und eine gesäuberte Lexik zu präsentieren, welche die Leistungsfähigkeit und Eigenständigkeit der Vernakulärsprache bekräftigen sollte. Die erweiterte physei-These, dergestalt Stammwörter das spezifisch eigene Weltbild »grundrichtig« repräsentieren, wird wiederbelebt, der Sprecher seiner – angeblich homogenen – Sprache unterworfen. »Das Schicksal der Nation«, kommentiert der amerikanische Linguist Alain Kirkness, »steht somit im direkten, mitunter kausalen Zusammenhang mit dem Zustand der Sprache, und eine reine oder fremdwortfreie standardisierte Nationalsprache ist zugleich Reflex und Garantie einer kognitiv selbständigen, geeinigten Nation.«

Daß Sprache nicht mit der Muttermilch injiziert wird, sondern Resultat der schriftlichen Fixierung, der Sprachpolitik und der Formgebung ist, gerät in Vergessenheit, wo sie eine naturwüchsige Macht, eine »ahistorische und asoziale Größe« (Schiewe) vorstellen muß. Erst das 18. Jahrhundert betont die Prozessualität der Einheitssprache, ihre soziale Bedingtheit und künstliche Genese. Obgleich Leibniz eine dem Bürgertum dienliche »Verkehrssprache« projektierte und seine Nachfolger, Christian Wolff, Gottsched, Adelung und Carl Gustav Jochmann, darauf beharrten, der »Öffentlichkeit« wider die Verschleierung der akademischen Institute zur Geltung zu verhelfen, kehrt sich der kritische Impetus regelmäßig gegen die Sprachvermischung. »So sind wir«, raunte Leibniz, »also in den Dingen, die den Verstand betreffen, bereits in eine Sklaverei geraten«, und im »nationalpädagogischen Interesse« postulierte er die Gründung einer »Deutschgesinnten Gesellschaft«, die »den deutschen Ruhm erhalten oder auch wieder aufrichten könne«.

War es Leibniz und Wolff um die Läuterung der »Fachprosa« zu tun und beiden das Phantasma der »Reinheit« letztlich dennoch weniger wert, ja verfolgte Wolff sogar das Ziel, scholastische Autoritäten und kirchliche Dogmen durch die Sachbezogenheit des erneuerten Wortschatzes zu entkräften, dann legt die Sprachreflexion des 18. Jahrhunderts das Augenmerk auf ein transparentes Verhältnis zwischen Lexik/Grammatik und Benutzern. Die Wissenschaften erobern das gewöhnliche Leben, »Volksprosa wird zur Literatur aufgewertet«, die verschriftete Umgangssprache verfeinert. Adelung favorisiert die obersächsische Mundart als neue Norm, um Bildung zu akkumulieren, Joachim Heinrich Campe (*Was ist Hochdeutsch?*) opponiert, fasziniert von der Französischen Revolution, und feiert die Idee der egalité: »Ich wage es ... zu glauben: daß der Sprachgebrauch, wie Alles, was von Menschen herrührt, auch von Menschen verändert werden könne.«

Zwischen Campe und Adelung argumentiert Gottsched und sagt »Kunstwörtern« und Entlehnungen den Kampf an – d. h. der »unnöthige(n) Mengesucht«, die er (maßvoll) eingedämmt sehen will vom »Erbwortschatz«, ohne indes den heraufdämmernden Wahn des 19. Jahrhunderts zu antizipieren.

Mit Herders Amoklauf gegen die Buchdruckerei und das geistlose Wesen der »Lumpenpapier«-Existenzen radikalisiert sich die Kritik der Fremdwörter zur Verdammung der jungen Schriftsprachenkonvention. Bald gilt der »Wortschatz als Offenbarung deutschen Geistes und Wesens« (Pörksen), der Text als Teufelswerk der blutleeren Bildungsverwalter. Sprache sei, in die – Tradition und Überlieferung allererst sichernde – Schrift transponiert, verdorrt, entwirklicht, ihrer vitalen Ausdrucksdimensionen (etwa jener des Lieds und der Deklamation) entbunden. »Gehen Sie in die Zeiten der Minnesinger zurück«, läuten die *Briefe, den Charakter der deutschen Sprache betreffend*, »hören Sie noch den lebendigen Klang der verschiednen zumal west- und südlichen Dialekte Deutschlands« – um zügig das »erste Institut für den Allgemeingeist Deutschlands« zu installieren, dessen Aufgabe darin bestehe, dem Deutschen, »einer durch Regeln bestimmte(n) Sprache« und »bestimmten Denkart einer Nation«, überregionale Geltung zu verschaffen. 1795 resümieren Herders *Briefe zur Beförderung der Humanität*: »Erwache, Deutsches Publicum, und laß Dir Dein Palladium nicht rauben.«

Der Ton wird schärfer, der Ruf nach der »Ursprungssprache« um so lauter, je unsinniger deren Ideal erscheint. Der poetischen Enigmatik und der willentlichen Unverständlichkeit verfällt vollends die »teutsche Romantik« (Victor Klemperer) – perdu jedes Programm der Erziehung des Dritten Standes zur Mündigkeit, seine Einbindung ins politische Geschehen. Campes Propädeutik der bürgerlichen Revolution kannte zwar das Desiderat der Sprachreinigung: »Eine, von aller Einmischung des Fremd=artigen rein und unbefleckt erhaltene Sprache ist ... das beste und wirksamste Mittel oder Werkzeug zu der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Ausbildung desjenigen Volkes, welches das Glück hat, sie zu besitzen«, und die Inversion der Ideologiekritik qua Negation des Standesidioms kehrt die »Hoffnung« hervor, »daß der Deutsche Name in den Jahrbüchern der Menschheit nicht ganz verschwinden werde« – gleichwohl bleibt hier das Projekt der »Wortsteuerung« und »Verdeutschung« an den Plan geheftet, den kommunikativen Code zu öffnen und die Sprachverhältnisse parallel zum modernen Verfassungsstaat zu entwickeln.

Während und infolge der »Freiheitskriege« und der Restauration kräht kein Sprachkritiker mehr nach »herrschaftsfreiem Diskurs« und symmetrischer Kommunikation. Sprache soll fortan weltbildend, nicht »spiegelnd« (Leibniz) wirken, Organon der »Weltansicht« sein. Sachbezüglichkeit und Erschließungsfunktion verschwinden hinter der Mystifikation des »Volksgeistes«. An den Universitäten pflegt man isoliert historisch-vergleichende Studien, auf dem Kampfplatz der Ideologie wütet der intellektuelle Mob. »Sprachreinigung als nationales Unternehmen« (Schiewe) betreiben Friedrich Ludwig Jahn (»In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk«) und Johann Gottlieb Fichte, dessen *Reden an die deutsche Nation* (1808) den »übersinnliche(n) Teil« der Sprache beschwören, »das Ganze des sinnlichen und geistigen, in der Sprache niedergelegten Lebens der Nation in vollendeter Einheit«. Usus wird, das Phantom des originären Bestandes an deutschen Wörtern und »Redensarten«, urgermanischen Artikulationsformen und korrespondierenden Gefühlsregungen, begrifflichen Konzepten und Anschauungsweisen zu feiern – bis Ernst Moritz Arndt, den »inneren Zusammenhalt« und die Abgrenzung gegenüber allem Nichtdeutschen zu zementieren, blanken Haß schürt, nämlich die Sprachverschiedenheit anthropologisch verabsolutiert: »Das Größte und Bedeutendste ... liegt in der Verschiedenheit der Sprache, weil jede Sprache das äußere Abbild des inneren Gemüthes eines Volkes ist ...; sie ist der erstarrte Geist der vergangenen Geschlechter, den die Lippe aufthaut, wie sie die Worte erfaßt. Darum ist nichts trauriger und gefährlicher, als wenn ein Volk seine Sprache für eine fremde vergißt .... Aus der Verschiedenheit der Sprachen ... erwächst der Widerwille und die

Abneigung, welche die Völker in einzelnen Punkten gegen einander haben« – vorzüglich contra das Welschtum: »Bis in den innersten Kern vergiftet war das Teutsche von dem Fremden, die ernste Männlichkeit zu Ziererei, die hohe Wahrheit zu Schmeichelei, der grade Verstand zu schiefer Albernheit verdreht.« Sprachkritik meint endlich: Wehrwissenschaft, »Verbannung und Vertilgung der französischen Sprache«.

Den Dienst am deutschen Stamm und am Stammwort versah besonders erfolgreich der 1885 aus der Taufe gehobene »Allgemeine Deutsche Sprachverein« – zwecks »Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache«. Er kommandierte Sprache und Sprachgenossen, wünschte die Buchstabengelehrten zum Teufel und gelobte »zu arbeiten im Dienste des vaterländischen Gedankens«. Ein Ziel, immerhin, kannte der »Gedanke«: »Fremdwortjagd« (Schiewe).

Deutsche Sprachkritik, die »Gemeinverständlichkeit« und nicht machtgesteuerte Kommunikation zu befördern gedachte, hing stets in der Luft. Das Unterfangen, dem Sprecher seine Kompetenzen zu erhellen und ihn anzuhalten, die eigenen Interessen klar zu artikulieren, war angesichts der dominanten Autoritätsfixierung und kaum entwickelten Zivilisation zum Scheitern verurteilt – wie jede Aufklärung. Das Programm sprachlicher Transparenz scheiterte, bevor es hätte entfaltet werden können. Die Reaktion obsiegte, ohne einflußreiche Kräfte des Fortschritts zu gewärtigen.

1917 erschien *Sprich deutsch! Ein Buch zur Entwelschung* des »Sprachverein«-Mitgliedes Eduard Engel. Die »weltgeschichtliche Stunde« des Großreinemachens hatte »geschlagen«: »grenzenlose ausländernde Sprachsudelei« und die »sprachliche Entvolkung Deutschlands« seien auszumerzen, denn »nur ein deutschsprechendes deutsches Volk kann Herrenvolk werden und bleiben«.

Viel Deutschsprech, viel Deutschvolk. Der wache Geist wachte jedoch zu lange. Als der »Sprachverein« die Nazis tadelte, »das wichtige und wohltätige Gesetz vom 14. Juli 1933 zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ... nach schlechter deutscher Gewohnheit ... überflüssigerweise« mit dem Terminus »Sterilisation« und nicht »Entmannung« resp. »Unfruchtbarmachung« geschmückt zu haben, war seine Mission erfüllt, ohne daß die behandelnden Volkssturmdoktoren der Wortwurzeln es wahrhaben mochten. »Der Führer wünscht nicht derartige gewaltsame Eindeutschungen«, ließ Hitler am 19. November 1940 verbreiten, und Goebbels entkam knapp dem hinterhältigen Ansinnen und Anschlag, »in *Werbeminister* umgetauft« zu werden.

Die »wahre Volksgemeinschaft« (»Sprachverein«) schätzte ohnehin mehr das »Propagandieren«.

Jürgen Schiewe: *Die Macht der Sprache – Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart.* C. H. Beck, München 1998, 328 Seiten, 68 Mark

Literatur-Konkret 1999, S. 24

Frank Schäfer

Wider das freche Menschenwort

Über Fritz Mauthner, der vor 100 Jahren die landläufige Sprachskepsis philosophisch grundierte

Wie kommt ein erfolgreicher Feuilletonist und Zeitungsmann, ein reputierlicher Satiriker und Parodist, dessen karikierende Nachschreibungen von Richard Wagner, Felix Dahn, Gustav Freytag etc. den großen Stilisten verraten – wie kommt ausgerechnet ein manischer Vielschreiber zur Sprachkritik? Vielleicht weil es zur großen Kunst dann doch nicht reichen sollte? Fritz Mauthner hat seine fehlende Begabung zum Erzähler und Romancier schließlich eingesehen und sich weise in Verzicht geübt. Und sicher hat auch die soziale Gemengelage seines Umfelds in Kindheit und Jugend eine Rolle gespielt: Als deutscher Jude im Prag der Donaumonarchie sah er sich gezwungen, »die Leichen dreier Sprachen« zu erlernen – Deutsch, Tschechisch, Jiddisch. Das mag für Irritationen gesorgt und zu jenem Damaskus-Erlebnis geführt haben, das Mauthner in seinen Erinnerungen *Prager Jugendjahre* beschreibt: »Bestimmt weiß ich nur, daß der Schrecken über die Sprache, dessen Analyse ich dann zu meiner Lebensaufgabe machte, mich einmal auf einem langen Marsch überfiel, als ob ich einen Schlag vor die Stirn erhalten hätte.« Vom Schlag vor die Stirn bis zur philosophischen Analyse ist es dann aber noch ein weiter Weg, auf dem seine gesamte literarische Karriere statthat. Erst spät, mit 47 Jahren, erfolgt der Schwenk zur kritischen Philosophie.

Mauthners Grundlegung seiner Sprachskepsis speist sich aus dem Sensualismus der Aufklärung. Demnach sind unsere Sinne nicht annähernd dazu in der Lage, die uns umgebende Realität unverfälscht wahrzunehmen. Das menschliche Sensorium liefert nur grobe Eindrücke der Wirklichkeit, denn es ist defizitär. Wir besitzen nur »Zufallssinne« – können zum Beispiel keine Radioaktivität spüren, sehen kein ultraviolettes Licht wie manche Insekten und haben einen schlechteren Geruchssinn als jeder Straßenköter. Selbst die Apperzeptionsleistung der Menschen untereinander ist grundverschieden, damit auch ihr Bild der Welt. Es gibt folglich keine objektive Wirklichkeit, sondern immer nur eine subjektiv gebrochene, also individuelle.

Die Sprache – als eine Art anderer Aggregatzustand der Vernunft wird sie von Mauthner mit dem Denken gleichgesetzt – kann daher nur abbilden und aufheben, was unsere Zufallssinne filtern und uns als Empfindungen zur Verfügung stellen. Das ist die erste Verzerrung: Die Sprache ist »metaphorisch«, also uneigentlich, übertragend. (Deshalb eignet sie sich auch vor allem für die Poesie – Mauthners postume Leser Joyce und Beckett werden an dieser Stelle befriedigt genickt haben.)

Zugleich aber verfälscht die Sprache selbst noch einmal, was unsere Rezeptoren auslesen – und zwar durch Abstraktion. Das geschieht jedoch in unterschiedlichen Graden. Mauthner unterscheidet drei kognitive Grundmuster, »drei Bilder der Welt«, die mit sprachlichen Kategorien, denn Sprechen und Denken sind ja seiner Ansicht nach identisch, korrelieren. Das »adjektivische Bild der Welt« bilden die in Sprache gegossenen punktuellen, ordnungslosen Empfindungen; in der »verbalen Welt« (der Veränderungen und Beziehungen) wird die adjektivische geordnet, indem der Verstand die Sinneseindrücke verknüpft. Diese beiden Sprachwelten stehen noch in Kontakt mit der empirischen Wirklichkeit, basieren auf einem sensualistischen Gegenwert, sind also noch relativ »wahr«. Aber das »freche Menschenwort« will sich die Wirklichkeit auch noch erklären und erschafft sich deshalb eine Welt zweiten Grades, die »substantivische Welt«, in der die Sprache resp. unser Verstand abstrahiert, also Bündel von Adjektiven (das heißt empirischen Merkmalen) zusammenfaßt und durch Substantive ersetzt. Diese Abstraktionen, von unserem Verstand in die Wirklichkeit zurückprojiziert, täuschen etwas vor, was da gar nicht vorhanden ist: die Götter und Geister etwa, alle Metaphysik mithin; aber auch jegliche Klassifizierung ist bereits eine Täuschung, eine Lüge, wenn man so will, denn in der Natur gibt es bekanntlich nur Individuen. Entsprechend gibt es auch nicht *die* Sprache, sondern viele Individualsprachen – wie es ja auch nur individuelle Wirklichkeiten gibt.

Die Konsequenz daraus ist ein Agnostizismus, der das Wort als Medium der Mitteilung sowie der Erkenntnis gänzlich desavouiert: »So steht denn die Menschheit mit unstillbarer Sehnsucht nach Erkenntnis in der Welt, allein augerüstet mit ihrer Sprache« – und sie wird »von der Wirklichkeit nicht mehr erfahren als eine Spinne von dem Palaste, in dessen Erkerlaub sie ihr Netz gesponnen hat«. Das ist in der Tat zum Verzweifeln. Mauthner selbst hat dieser »ruhigen Verzweiflung«, die das Schicksal des kritischen Sprachphilosophen sei, nicht standhalten können – und sein Heil am Ende doch wieder in der Religion gesucht, in einer »gottlosen Mystik«. In meditativer Versenkung wollte er die Auflösung des Ichs und sein Eingehen in die Natur, die Aufhebung gewissermaßen der Subjekt-Objekt-Spaltung erleben. Das haben dann auch Sprachskeptiker späterer Generationen gerne nachgemacht. Stets benutzten sie die Unzulänglichkeiten der Sprache und das vermeintliche Verzweifeln daran als Entschuldigung, um sich davonzustehlen aus der unwirtlichen Realität – in ein Reich des Surrealen, des kollektiven Unbewußten oder gleich in das der absoluten Poesie. Und stets erwiesen sich jene Realitätsflüchtlinge als besonders unfähig zur politischen Einschätzung, als besonders leicht manipulierbar oder gar verführbar von der Macht.

Mit seinen theoretischen Überlegungen aber hatte Mauthner nicht nur der landläufigen Sprachskepsis des Fin de Siècle, wie sie von Hofmannsthal, Schnitzler, Musil und anderen literarisch formuliert wurde, eine philosophische Grundlage gegeben, sondern auch ein analytisches Instrumentarium geschaffen, mit dem er, schlüssig und kaum widerlegbar, praktische Sprachkritik üben konnte. Er tat dies ausgiebig, allein seine einschlägigen Publikationen, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (1901/02) und *Das Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, zählen mehrere Bände und in der von Ludger Lütkehaus begonnenen *Ausgabe letzter Hand* (Böhlau Verlag, Wien 1997 ff.) immerhin jeweils um die 2.000 Seiten. Aber auch in seinen anderen Werken kehrt er immer wieder zur sprachkritischen Methode zurück. So muß man, wie Mauthner selbst konstatiert, seine großangelegte, stupend gelehrsame Studie *Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande* vor allem als negative Wortgeschichte von »Gott« lesen. Hier findet sich auch eine Aushebelung der »Theodizee«, mit der die Leistungsfähigkeit seiner Sprachkritik evident wird. Dem ontologischen Gottesbeweis gemäß ist Gott das Wesen, das größer oder vollkommener nicht gedacht werden kann. Damit ist bewiesen, daß dieses Wesen existiert, denn ohne seine Existenz wäre es nicht das vollkommenste Wesen. Mauthner zeigt nun, daß sich im ontologischen Gottesbeweis der reine »Wortaberglaube« manifestiert. Weil im Lateinischen und Griechischen die Steigerung des Adjektivs und damit die sprachliche Kategorie des Superlativs möglich ist, nimmt man an, daß es auch in der Wirklichkeit stets eine äquivalente Erscheinung, einen Superlativ, geben muß. Ohne diese grammatische Form kann der Beweis eines allmächtigen, »höchsten« Gottes gar nicht geführt werden. Punkt.

Hier zeigen sich die progressiv-aufklärerischen, nachgerade revolutionären Implikationen der Mauthnerschen Methode, denn mit ihr ließ sich nun wirklich einmal fundamentale Kritik an den politischen, sozialen und ideologischen Verhältnissen üben, jegliche Form von Anmaßung, Manipulation und Aberglaube von Grund auf bekämpfen, weil sie gewissermaßen im Zentrum der Macht ansetzt – beim Wort, wie Hugo Ball es später formuliert hat, als der »ersten Regierung«.

Zu den Perfidien der Geschichte zählt der Umstand, daß dieser Mann, der sich so ernsthaft die »Zerstörung von Scheinbegriffen« vornahm und auch ihre »psychologische Macht« kannte, auf sie hereinfiel, wenn es seine eigene ideologische Überzeugung betraf. Als strammer Preuße, treudeutsch alle Wege, ließ auch er sich 1914/15 vor den propagandistischen Karren spannen, betrieb auch er übelste Kriegshetzerei mit den üblichen suggestiven Phrasen. Was nützt die beste Theorie, wenn sie sich im eigenen Leben nicht bewährt? Aber andererseits konnte sie das gar nicht, denn auch sie besteht aus Sprache. Und wie es mit der bestellt ist, wissen wir ja nun dank Mauthner.

Fritz Mauthner: *Das philosophische Werk, Bd. I, 1-3: Wörterbuch der Philosophie.* Böhlau Verlag, Wien 1997, 2.008 Seiten, 268 Mark

ders.: *Das philosophische Werk, Bd. II, 1-3: Beiträge zu einer Kritik der Sprache.* Böhlau Verlag, Wien 1999, 2.142 Seiten, 268 Mark

Literatur-Konkret 1999, S. 26

Peter Köhler

Das Wort als Wille zum Bluff

Eckhard Henscheids Sprachkritik – eine Sprachkritikkritik

Es ist ja die Frage, ob die Sprachkritik, wenn schon die Literaturkritik vielen nur als notwendiges Übel erscheint, nicht ein läßliches, überflüssiges und ärgerliches ist: eine Tätigkeit, die der Sprachentwicklung vergeblich sich entgegenstemmt und im Lauf der Zeit zur kuriosen Fußnote schrumpft wie, um ein hundert Jahre altes Beispiel anzuführen, Gustav Wustmanns Ringen gegen die »neumodischen Zusammensetzungen« von Adjektiv und Substantiv, »mit denen man sich jetzt spreizt«, Begriffe nämlich wie »Fremdsprache« oder »Erstdruck« – ein Kampf, den später Kurt Tucholsky weiterführte, der 1918 über das »Neudeutsch« solcher Ausdrücke wie »Frischwasser« und »Altkleider« klagte.

Für konservativ und kleinlich, vielleicht auch autoritär und besserwisserisch, womöglich gar ahnungslos gilt mancher Sprachkritiker; und Eckhard Henscheid selbst fällte, in einem Essay über die Wiesbadener »Gesellschaft für deutsche Sprache«, die regelmäßig das »Unwort des Jahres« wählt, das Urteil: »Sie tappen, die Sprachwächter, aber auch mit jedem Schritt ins nur allzu hallend Leere«, so dem Sprachwächter den Nachtwächter assoziierend.

Nun ist Eckhard Henscheid selber ein ausgewiesener Sprachkritiker, Hauptautor eines Lexikons *Dummdeutsch*, Mitarbeiter am *Wörterbuch des Gutmenschen* und Verfasser zahlreicher weiterer Sprachglossen, in denen er gegen das neueste Deutsch von Politik und Verwaltung, Journalismus und Reklame, Sport und Wissenschaft, den Psychojargon, den Jugendslang und den englischen Import zu Felde zieht. Leicht kommt der Eindruck auf, der Kritiker wehre sich platterdings gegen Weiterentwicklung, gegen Sprachzuwachs überhaupt. Daß Henscheid prinzipiell gegen sprachliche Neuerungen föchte, ist jedoch keineswegs ausgemacht.

Zwar polemisiert Henscheid (in einer Glosse des Sammelbands *Frau Killermann greift ein,* 1985) gegen eine Peter-Stuyvesant-Anzeige, die zur »Wildlife Boat Safari« mit »Elephants und Buffalos am Fluß« trommelt und von »Großwild-Shooting« im »Action-Weekend« schwallt. Doch, so der Kritiker, über die Anglizismen »sich zu echauffieren, sollte man den Top-Puristen unter den Oldies der Deutsch-Oberstudiendirektoren überlassen, zumal ja nicht zu leugnen ist, wie vorteilhaft diese vor allem via Werbung eingeschleppten Sprach-Innovationen den Wortschatz und die Bildung breitester Bevölkerungsschichten erweitert, ja völlig erneuert haben: und dies ganz unangestrengt-allmählich und kostenlos.« Weshalb dann ins *Dummdeutsch*-Wörterbuch nur wenige angloamerikanische Vokabeln Eingang fanden.

Aus gutem Grund ähnlich spärlich sind jugendsprachliche Vokabeln darin vertreten; hatte Henscheid doch schon 1979 in einem Aufsatz über das »Disco-Deutsch« (wiederabgedruckt im Band *Die Wolken ziehn dahin*) im Jugendslang »etwas Genuines« bemerkt, »eine fast expressionistische Sprengkraft, ein Innovationsmumm, welcher der ruinierten Sprache der Erwachsenen, der Sprache der verwalteten Welt, der literarischen und philosophischen Sprache sogar, entscheidend neu auf die Beine helfen könnte«.

Gegen jede sprachliche Fortentwicklung also agiert der Sprachkritiker Henscheid nicht; es wäre auch befremdlich, wenn ausgerechnet ein eminent sprachschöpferischer Autor im Neuen nur Negatives sähe. Der Stempel »konservativ« jedenfalls paßt nicht recht auf Henscheids Sprachkritik; doch ein anderer Verdacht läßt sich schwerer ausräumen: daß sie, weil auf Analyse, Argumentation, Begründung oft verzichtend, apodiktisch und sogar autoritär sei. Gleich der erste Eintrag im *Dummdeutsch*-Band betrifft das Verb »abbauen« und lautet: »›Bau nicht ab, bau auf Milch‹, heißt eine seit Jahren laufende Kampagne der deutschen Milchwirtschaft. Was wirklich lupenreines Dummdeutsch ist und uns einen sauberen Start für dieses Wörterbuch liefert.« Eine saubere polemische Behauptung, der jede Erklärung freilich ebenso fehlt wie den Stichworten »Fußgängerzone« (»Freiwilliger und massenpsychotischer Selbstmord der Städte«) oder »Behinderte«: »Die Behinderten erscheinen heute vor allem in Form von ›Behindertenfesten‹ und ›Behindertenolympiaden‹ – und man kann davon ausgehen, daß die jeweiligen Veranstalter und/oder Worterfinder ganz sicher den Arsch sehr, sehr weit offen haben.«

Oft wirkt »behaupten stärker als beweisen« (Nietzsche); auch ist es gerade nicht so, daß, wo die Gründe nicht sauber aufgefächert vor uns liegen, es keine gäbe, sondern nur ein Ressentiment. Wohl hat der in Sachen Henscheid ungeübte Leser es zunächst schwer; aber nur deshalb, weil ihm abverlangt wird, mitzudenken und das Urteil des Autors zu verstehen entweder aufgrund seiner anderswo getätigten Äußerungen – im Fall der Milchreklame ist’s die oft dargetane Abneigung gegen billige und wie maschinell produzierte Wortspiele; oder – wie im Fall des letzten *Dummdeutsch*-Stichworts »zynisch«, das von den »moralisch Bessergestellten und sich vor allem besser Dünkenden« gedankenlos »jenseits seiner antiken Semantik und Etymologie und jenseits seines ursprünglichen Kerns« benutzt werde – dank eignen Wissens oder eben Recherche. Was also heißt, daß Henscheids Sprachkritik auf hohem Niveau erfolgt und den gebildeten, besonders auch in Sachen Henscheid bewanderten Leser erfordert.

»Das Unvollständige ist oft wirksamer als die Vollständigkeit« (Nietzsche); und Henscheid ist kein kühler Analytiker, sondern ein Polemiker. Die Polemik aber entfaltet ihre Wirkung nicht durch sachliche Beschreibung, sondern durch leidenschaftliche Meinung und harten Witz, wozu die Verkürzung ebenso gehört wie die notwendige Ergänzung im Kopf des Adressaten: Henscheid betreibt Sprachkritik nicht als Wissenschaft, die analytisch, systematisch und objektiv vorgeht, sondern als sinnliche und durchaus subjektive Kunst.

Sie beginnt mit dem »Kleinkroppzeug« der Morphologie und Grammatik, wo man »vorprogrammiert« (statt: programmiert) und »Erwartungshaltung« (statt Erwartung) sagt und »optimalst« vor dem unmöglichen Superlativ »auf keinste Weise« zurückschreckt. Sie bespöttelt Angeberwörter wie »kontraproduktiv« (»Gemeint ist meistens: nicht gut«) oder »Kaffeesurrogatextrakt« (statt: Muckefuck) und attackiert Imponiervokabeln wie die »Besteckberaterin« und die »Bier-Akademie«, die geboren sind aus dem »Wunsch, trivialen Quatsch durch gelehrte Attribute zu ernsthaften Tätigkeiten zu erheben«. Sie reibt sich an sinnentleerten, gedankenfrei benutzten Worten wie dem »sicherlich« Beckenbauer/Rummeniggescher Prägung und dem »Syndrom«, welcher ursprünglich naturwissenschaftliche Begriff »inzwischen für so gut wie alles und jedes verwurstelt (wird). Er trumpft so schön auf. Und verschleiert noch schöner.« Sie zielt auf jene Vokabeln, die durch inflationären Gebrauch entwertet werden: »Dochdoch, auch so unschuldige Wörter wie Neugier, pfiffig, Gier, Sinnlichkeit, aufregend und Zärtlichkeit können es dank dauerhaft dümmlicher Verwendung zum Dummdeutsch, ja zur lebensverleidenden Infamie bringen.« Und sie erledigt irreführende Neologismen wie »kernigfein«: »sind Eiernudeln. Und außerdem voll mit Hühnerscheiße, Kükenfetzen und Bakterien.«

Wörter, die mehr scheinen, als sie sind, Ausdrücke, die verschleiern oder täuschen, Begriffe, die beliebig wurden und ihre Bedeutung verloren haben, sind die sichtbaren Objekte der Kritik. »Die Welt als Wille zum Bluff«, die Henscheid 1987 in den *Sudelblättern* offenlegte, zeigt sich ihm sprachlich im Wort als Wille zum Geschwätz, zur Pose, zur Schönfärberei, zur Lüge. Und hat kritische und polemische Arbeit den desaströsen Zustand der öffentlichen Sprache aufgedeckt, wird die Sicht frei auf eine unwirtliche Welt, die ihre Altlasten (»klingt ja einfach weitaus besser als z.B. Zeitbombe«) und Schadstoffe (»hießen früher Gift«) hinter ihrem »Boulevardcharakter« nicht länger verstecken kann vor ihren »Mitbürgern« (»verwaltungskonforme Weiterentwicklung des schlichten Bürgers« und nichts anderes als »die Abwärtsentwicklung vom freien und aufgeklärten Citoyen zum staatlich kontrollierten und gezählten Befehlsempfänger, dessen ›Mittun‹ bei Volksbegehren o.ä. gar nicht gern gesehen wird«), die ein »Herz für Kinder« haben, also »1. ›Bild‹ lesen, und 2. deren grunzdummen Aufkleber sich ans Auto kleben und zu Hause weiterhin heftig und regelmäßig ihre Kinder verprügeln, einsperren, totschlagen«.

Hinter der Polemik gegen das Dummdeutsch der Politiker und Werbefritzen, hinter den Attacken auf Schwallvokabeln, Phrasen und Schönrednerei steht eine Kritik an der kapitalistischen Ideologie von Leistungs- und »Aktivitätsterror«, die z.B. in der scheinbar neutralen und harmlosen Vokabel »aktiv« waltet: »lupenreiner Spätkapitalismus als Gesundheitsvorsorge.« (Und verständlich wird nun auch die Schmähung der »Behindertenolympiaden« als Kritik am Hochleistungsprinzip, dem nicht einmal Behinderte sich verweigern.) Das Anhängsel »-erlebnis« (wie im »Küchenerlebnis«) decouvriert Henscheid als »wohlfeiles Wortschwänzchen im Dienst des internationalen Konsumgetümmels«; die »Risikogesellschaft« nötigt ihn zum Sarkasmus: »Hat Marx und die zuletzt etwas bedrückend, ja richtig unbeliebt gewordene alte ›Klassengesellschaft‹, Gott sei Dank, abgelöst, ja entsorgt.«

Auch ohne es explizit zu machen, betrifft Henscheids Kritik eine Gesellschaft, die alle ihre Werte in zählbare, stückelbare Ware verwandelt, wie das Stichwort »Ein Stück« illustriert: »In alten Zeiten, als das Reden noch geholfen hat, zählte man das Gepäck, den Kuchen und das Vieh nach Stück. Heute fallen auch die Selbstverwirklichung, die Lebensqualität und diverse Verdienste in diese Abteilung.« Anders gesagt: »Freie Marktwirtschaft: Na ja, irgendwie gehört auch die zum Dummdeutsch. Doch.«

So steckt in Henscheids Kritik an einer falschen Sprache die Kritik an falschen Verhältnissen. Die sprachlichen, gegen die er polemisiert, sind ein Spiegel der kapitalistischen; im Bild der Sprache verbirgt sich das Porträt der Epoche: Die Überproduktion im Kapitalismus hat ihr Echo in der Inflation des Geredes, der Zwang zur Einführung immer neu verbesserter Produkte hat sein Pendant in der Prägung immer neuer, oft genauso unnützer Vokabeln; wie die Menschen der Trieb, mehr zu scheinen, als sie sind, der Drang zu Mimikry und Täuschung, im Kapitalismus endlich massenhaft zur Selbstverleugnung zwingt, so ergeht es den Wörtern, die verschleiern sollen und schließlich ihren eigentlichen Sinn einbüßen; die Wörter aber, die ihre genauen Bedeutungen verlieren, werden austauschbar und verfügbar wie Arbeitskräfte.

Eine Arbeitskraft, die es jedem besorgt, prostituiert sich; und vielleicht ist, was Eckhard Henscheids Sprachkritik antreibt, letztlich jener wunderbar unzeitgemäße Glaube von Karl Kraus an das reine, wahre, unbefleckte und unverfälschte Wort. Freilich scheint Henscheid jene Mystifikation der jungfräulichen Sprache, die Kraus wie kein andrer forcierte, weniger zu betreiben und statt dessen eher auf eine Entmystifizierung und Bloßlegung des Banalen zu setzen – als Bedingung der Möglichkeit der Kritik am allgemeinen Verwurstungszusammenhang.

Eckhard Henscheid: *Dummdeutsch. Ein Wörterbuch.* Reclam, Stuttgart 1996, 294 Seiten, 12 Mark

Literatur-Konkret 1999, S. 28

Christel Dormagen

Nicht der Rede wert?

Luise Pusch und die feministische Sprachkritik

Auf der hinteren Politikseite der »FAZ« las ich jüngst einen Artikel über Asylbegehren mit religiösem Hintergrund. Darin fand sich der Satz: »In vielen außereuropäischen Ländern sind Menschen, in hohem Maße auch Frauen, Nachstellungen und Verfolgungen bis hin zu Morddrohungen unterworfen ...« Zu dem Zeitpunkt hatte ich schon den KONKRET-Auftrag zu diesem Artikel. Vermutlich nur deshalb blieb ich an dem Satz hängen. Denn laut Satzbausinn waren die gefährdeten Frauen aus der Kategorie der Menschen ausgeschlossen. Ich brauchte nur einen ähnlichen Satz zu konstruieren – z. B. : In diesem Sommer litten Blumen, in hohem Maße auch Bäume, unter der Trockenheit – , um mir den formulierten Sachverhalt bzw. die Geschlechtersortierung zu verdeutlichen: Nicht nur Menschen – also Männer – , sondern auch Frauen – also Nichtmenschen – werden verfolgt. Natürlich würde der »FAZ«-Schreiber an dieser Stelle sagen: So ein Quatsch, selbstverständlich seien mit Menschen auch die Frauen gemeint. Er habe ja nur hervorheben wollen, daß beide Geschlechter, gerade auch die Frauen, betroffen seien. Nur hat er das nicht geschrieben. Denn der analoge Mustersatz: In diesem Sommer litten Blumen, in hohem Maße auch Rosen, unter der Trockenheit, wäre doppeltgemoppelter Blödsinn.

Männer pflegen auf solche Hinweise der feministischen Sprachkritik mit genervtem Spott zu reagieren: Alles alberne Haarspalterei. Die deutsche Sprache sei nun mal so eingerichtet, daß bei den vielen grammatisch maskulinen Substantiven im Plural, wie etwa Lehrer, Ärzte, Passagiere, Kunden, Besucher etc. weibliche Personen selbstverständlich immer mit gemeint seien, sofern sie nicht explizit ausgeschlossen sind. Bei dem Begriff »Mensch« sowieso. Dagegen muß ich nun leider eine ziemlich lange Passage aus einem Soziologiebuch zitieren – genauso lang, wie es brauchte, bis ich merkte, daß ich und meine Geschlechtsgenossinnen eben nicht mit gemeint sind: *Dennoch können wir, wenn wir beispielsweise einen Menschen in die obere Mittelklasse einordnen (ohne etwas anderes von ihm zu wissen, und vielleicht, ohne ihn jemals gesehen zu haben), mit ziemlicher Sicherheit etwas über die Aufteilung seines Haushaltsgeldes aussagen, die Anzahl seiner Kinder erraten, die Lage seiner Wohnung und die Art und Weise, wie er seine Ferien verbringt. Das ist aber noch nicht alles. Wir können auch in vielen Punkten auf seine politische Einstellung schließen, wir vermuten seine Religionszugehörigkeit und die Art der Bücher, die er liest. Wir können sogar voraussagen, ob er mit seiner Frau bei Lampenlicht oder im Dunkeln Verkehr haben wird ...* *

Dieses Beispiel hat Luise F. Pusch gefunden. Sie war es, die vor rund einem Jahrzehnt zusammen mit ihrer Kollegin Senta Trömel-Plötz die von US-Amerikanerinnen begründete feministische Sprachkritik im deutschen Sprachraum einführte. (Männern möchte ich an dieser Stelle nahelegen, sich jetzt nicht beim Spott über den komischen Doppelnamen aufzuhalten, sondern vielleicht mal darüber nachzudenken, daß der ebenfalls dem weiblichen Bedürfnis entspringt, in der Sprache, gerade auch bei der Namensgebung, die ja etwas mit Identität zu tun hat, nicht einfach zu verschwinden.) Ihr vehementer Einsatz für weibliches Sichtbarwerden in der Sprache hat Pusch – nach einem anfangs steilen Aufstieg innerhalb der linguistischen Wissenschaft – übrigens tatsächlich ihre universitäre Karriere gekostet. Sie erzählt unter anderem darüber in einem schönen Interviewbändchen des Palette Verlags.

Puschs erste kritische Aufsätze fielen in die Aufbruchszeit der zweiten Frauenbewegung, und einige ihrer Sprachglossen erschienen regelmäßig in der feministischen Zeitschrift »Courage«, bei der ich eine Zeitlang Redakteurin war. Ich weiß noch, wie verblüfft und dann erheitert wir Frauen über ihre Tampon-Glosse waren. Pusch war auf dem Beipackzettel einer o.b.-Schachtel auf folgende Information gestoßen: »Die Menstruation ist bei jedem ein bißchen anders.« Die männlich strukturierte Sprache ist Frauen so selbstverständlich, daß wir ständig, quasi automatisch, Interpretations- bzw. Umdeutungs- bzw. Richtigstellungsakte leisten. Und in diesem Falle war halt bei »jeder« nicht wie sonst meistens »jede« mit gemeint, sondern es war zum Spaß mal bei »jeder« jeder ausgeschlossen und nur »jede«, die gar nicht genannt wurde, gemeint. Schön ist auch Puschs Gegenbeispiel: *Jeder kann Papst werden. Das beste Beispiel bin ich selbst. Papst Johannes XXIII.)*

Daß das gar nicht immer so lustig ist, hat Pusch in vielen ihrer Aufsätze und Vorträge – sie ist mittlerweile zur Reisenden in Sachen Männersprache geworden – deutlich gemacht, und das häufig mit Witz. Man muß nämlich die ganze Chose einfach nur umdrehen, was sie in ihrem ersten feministisch-linguistischen Aufsatz tat, in dem sie sich regelrecht mit der offiziellen Linguistik an ihrer damaligen Universität Konstanz anlegte. Der besseren Anschaulichkeit halber erlaube ich mir, den Herren eines ihrer Beispielsätze aus diesem Aufsatz durch einen anderen naheliegenderen zu ersetzen: *Man stelle sich folgendes vor: Herr Gremliza kommt in ein Geschäft. Auf seiner Schulter sitzt eine Katze (weiblich). Der Verkäufer sagt zu ihm: »Sie sind heute schon die dritte Kundin mit einem Kater.«* Was die Katze sicher nicht kränkt, da sie kein Selbst-Bewußtsein hat. Doch der Herr wird sich bestenfalls nicht angesprochen fühlen. Und darum geht es Pusch: *Identifiziertwerden ist die Voraussetzung zur Gewinnung einer Identität, die wiederum die Voraussetzung für psychisches,*

soziales, wenn nicht sogar biologisches Überleben ist. Bestätigung der Identität durch andere (Richtig-Identifiziertwerden) ist notwendig zur Bewahrung und Aufrechterhaltung dieser Identität.

Wer sprachlich nicht vorkommt, ist nicht der Rede wert. Und die Art und Weise, wie sie als Subjekt nicht, als Objekt und Sonderfall aber doch vorkommt, ist erstens sowieso und zweitens oftmals sogar ganz speziell diskriminierend: *Ein Mensch ohne Frau ist überhaupt kein Mensch*. Vielleicht haben die DDR-Frauen mit dem durchaus richtigen Gespür für diese Diskriminierung den durchaus falschen Schluß gezogen, sich von vornherein im Arbeitsbereich als Männer auszugeben: *Erst war ich Arbeitsgruppenleiter in einer Obstbaubrigade, danach FDJ-Sekretär, dann brauchten sie mich im Gemüsebau. Ich habe 24 Mann in der Brigade, 23 sind Frauen. (Aus einem Interview mit einer Arbeiterin, DDR.)* 23 von 24 »Mann« sind also Frauen. Und 99 von 100 »Sängern« können Sängerinnen sein, sagt die Grammatikregel. Diese sublime Entmenschung fängt bei den Zehn Geboten nicht an, die – wie spätestens beim 10. (»Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib«) deutlich wird – zu unserer klammheimlichen Freude doch nur an Männer gerichtet sind, mit Frauen spricht Gott nicht, läßt sie im Deutschlandlied als eine Art Qualitätsprodukt auftreten (»Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang sollen ... uns zu edler Tat begeistern ...«) und hört bei der ewig zitierten 68er-Befreiungsparole »Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment« nicht auf, wo sie zu so etwas wie einem Einmal- und Wegwerftaschentuch mutiert. Ich wundere mich selbst, daß ich den Satz sogar mal gut fand und überhaupt viele Beispiele aus Puschs gesammelten Aufsätzen mehrmals lesen mußte, bis mir deren Unsinn oder Frechheit aufging. Pusch hat eben recht, wenn sie schreibt: *Den meisten Menschen, auch den meisten Feministinnen, fällt das Phänomen »Frauen als Unpersonen« kaum auf*. So dachte ich zum Beispiel bei der folgenden ebenfalls längeren Passage, die sie zitiert: Was hat sie denn bloß jetzt schon wieder? Man kann□s aber auch übertreiben! In dem entsprechenden Aufsatz entlarvt sie den hochgerühmten Schweizer Journalisten Niklaus Meienberg als wahrhaft unerträglichen Sprach-Chauvinisten und Frauenverachter, und ich führe das Textstück aus einer seiner Schweiz-Reportagen hier mal als kleine Testaufgabe für patrifizierte Köpfe vor: *Unvergeßliche Menschen wohnen dort, wie jener Jacob Fleischli, cand. phil. und Tristanforscher, der sich regelmäßig am Freitagnachmittag von seinen Büchern fortstiehlt und im Schlachthof als Pferdemetzger arbeitet, mit seiner blutbespritzten Schürze. Oder jener Jean-Marie de Kalbermatten, dessen Schwester eine Nebenbeschäftigung als Leichenwäscherin gefunden hat, obwohl sie hauptamtlich Sekundarlehrerin ist.*

Haben Sie, verehrter Leser, es gemerkt? Die Frau, die ihm erwähnenswert erscheint, wird namentlich nicht erwähnt und nur über ihren nicht erwähnenswerten, aber ausführlich namentlich genannten Bruder eingeführt. Falls Sie nicht darüber gestolpert sind, dann haben Sie das getan, was Frauen häufig tun, nämlich den semantisch falsch gewichteten Text für sich zurechtgerückt. Denn ein Frauenkopf ist notgedrungen auf stillschweigende Übersetzung getrimmt. Ich habe zum Beispiel sehr früh gelernt, aus sämtlichen Klaus-Helden in meinen Kinder- und Jugendbüchern Marie-Heldinnen zu machen, weil ich sonst einfach nicht vorgekommen wäre. Von späterer □echter□ Literaturlektüre als Identifizierungsangebot gar nicht zu reden.

Mein netter KONKRET-Redakteur hat mir übrigens zu diesem Artikel die männlich-vernünftige Frage mitgegeben: Wo fordert Pusch legitime Repräsentationsrechte ein, und wo schießt sie übers Ziel hinaus? Da kann ich nun nur weiblich-unvernünftig antworten: Im Grunde schießt sie nirgends übers Ziel hinaus, weil sie ja dringend übers Ziel hinausschießen muß. Sonst würde sich überhaupt nichts ändern. Sie ist nicht sachlich-objektiv, sondern parteiisch, und sie fordert die ungerecht einseitige Bevorteilung für Frauen, weil der gegenwärtige Sprachzustand ungerecht einseitig Männer bevorteilt. Frauenbewegten Unsinn hingegen bezeichnet sie als Unsinn. Wenn Frauen zum Beispiel alle »er«-Silben durch »sie«-Silben ersetzen wollen (Sieregung statt Erregung; Kabarettisten haben da aus Rache schon sehr viel schönere Beispiele gebracht, die ich leider vergessen habe). Denn, sagt Pusch, solange Frauen nicht dieselbe Chance des sprachlichen Gemeintseins und Genanntwerdens haben wie Männer, muß man (sie würde sagen: frau) übertreiben, damit Männer überhaupt merken, was sie mit ihrer Männersprache anrichten. Damit es ihren Nerv trifft und richtig weh tut. Wo sie doch immer so tun, als sei die Sprache als indifferentes Werkzeug fertig vom Himmel gefallen. Und behaupten, Grammatikregeln seien rein formal und hätten nichts mit Bedeutungen zu tun. Deshalb würde auch Rumfummeln an diesem Werkzeug, an der Sprachstruktur also, gar nichts bewirken. Und sowieso seien Frauen dort, wo sie nicht zu lesen oder zu hören sind, aber hingehören, eben mit enthalten. Das weiß doch jeder! Wie allerdings in dem Begriff »alle Lehrer« alle Lehrerinnen mit enthalten sein sollen, sagt Pusch, das muß ihr erst einmal jemand erklären, wo es doch augenscheinlich eher umgekehrt ist: Der und die Lehrer sind in den Wörtern Lehrerin und Lehrerinnen »hör- und sichtbar enthalten«.

Wie wenig schließlich die Sprache ohne Ansehen der Person vom Himmel fällt, wie sehr sie vielmehr, was Frauen angeht, entwertende Wirkung hat und wie geschickt Männer alias der Himmel das zu vermeiden wissen, enthüllt Pusch an folgenden schönen Beispielen. In unseren Zeiten immer größeren Arbeitsplatzmangels haben Männer sich auch die Berufe der Hebamme, der Krankenschwester und der Kindergärtnerin erobert. Heißen sie nun deshalb, wie die angeblich das andere Geschlecht stets mitmeinende Sprache es vorgäbe, auch als Männer Hebamme, Krankenschwester und Kindergärtnerin oder, wie im Tierreich der von Gans und Maus abgeleitete Gänserich und Mäuserich, Hebammerich oder wie bei Bruder und Schwester Krankenbruder oder wie bei der Lehrerin Kindergärtner? Mitnichten. Denn merke: Nichts ist

so schrecklich für das männliche Gefühl, wie unter einer eindeutig weiblichen Bezeichnung mitzulaufen. Und fast so schrecklich ist es, wenn man (mann würde Pusch sagen) nur in abgeleiteter Form vorkommt, und zwar von einem ursprünglich Frauen beschreibenden Begriff. Kurzum, es ist schon schlimm genug, daß Frauen das Urheberrecht auf diese Berufe haben (weswegen die auch als eher zweitklassig gelten), um so dringlicher ist es, sich, wo die Übertragung einer Statusminderung droht, sprachlich dagegen abzusetzen. Und siehe da, der Himmel erschuf die neuen Wörter: Geburtshelfer, Krankenpfleger und Erzieher, und sie waren gut. (Er enthielt sich aber, anders als ein Kabarettist jüngst bei seinem Auftritt, Gott sei Dank der Männerableitung: »Liebe Männer und Männerinnen!«)

Wenn nun der *Nerv, auf dem Männer erwiesenermaßen sprachlich zu treffen sind*, die *Feminisierung* ist, wenn also den *Ungerechtigkeiten patriarchalischer Sprachen ... praktisch und theoretisch mit systemlinguistischen Mitteln nicht beizukommen (ist), sondern nur mit sprachpolitischen*, dann hülfe, meint Pusch, als gezielt identitätsbedrohende Maßnahme allein die *totale Feminisierung*. Das heißt, es gäbe nur noch die grammatisch weibliche Form: Alles mit DIE, wo doch auch rein quantitativ »die« der häufigste Artikel im Deutschen ist. Also: Bundeskanzlerin Schröder traf sich heute zu einer Gespräch mit Päpstin Woytila. Damit wird es natürlich nichts, wie auch Pusch weiß. Immerhin hat sich aber in den letzten zehn Jahren doch einiges schon geändert. »Das Fräulein« ist ab in den Orkus; es gibt »Kauffrauen« und »Bürgerinnen«, und selbst KONKRET weiß inzwischen, daß »Autorinnen und Autoren« Texte schreiben können. Man wird sehen ...

Und bis zu jenem fernen Tag, da solch eine Bundeskanzlerin über uns kommt, keine echte biologische, sondern eine grammatisch feminisierte formale, erbaue ich mich an einer erhebenden Erkenntnis: Frauen sind eben doch intelligenter als Männer. Und zwar durch die Bank weg. Begriffen habe ich das an der feministischen Linguistik. Denn müssen wir nicht täglich ungeheure Abstraktionsakte leisten, komplizierte Transkriptionen vornehmen, verwirrende Rätsel lösen und blitzschnell Texte übersetzen, damit wir beim Sprechen, Lesen und Hören überhaupt begreifen, wo von uns die Rede ist und wo nicht? Lassen Sie sich, liebe Leserin, einfach mal folgenden Satz unseres Bundeskanzlers a.D., Helmut Kohl, auf der Zunge zergehen: »Wer ja sagt zur Familie, muß auch ja sagen zur Frau« (Quelle: Pusch). Sein logischer Blödsinn ist ebenso erstaunlich wie sein ideologischer Chauvinismus. Trotzdem sind wir fähig, wenn auch nicht willens, zu verstehen, was Kohl irgendwie gemeint und definitiv nicht gesagt hat. Vielleicht sollten wir darum die feministische Sprachklage bis zum Anbruch besserer Zeiten in ein Frauenlob verkehren und stolz auf unsere höhere Sprachkompetenz sein: Männer sind scheint□s zu doof zu kapieren, daß sie mitgemeint sind, wenn sie nicht explizit erwähnt werden.

* Alle kursiven Passagen sind Zitate aus:

Luise F. Pusch: *Das Deutsche als Männersprache.* Sonderausgabe edition suhrkamp, Frankfurt 1996, 202 Seiten, 14,80 Mark

dies.: *Alle Menschen werden Schwestern.* edition suhrkamp, Frankfurt 1990, 246 Seiten, 17,80 Mark

vgl. außerdem: *Luise F. Pusch: »Ladies first«. Ein Gespräch über Feminismus, Sprache und Sexualität.* Palette Verlag, Bamberg 1993, 122 Seiten, 20 Mark

Literatur-Konkret 1999, S. 31

Rayk Wieland

Unbeängstigt

Anmerkungen zu den Gedichten von Peter Hacks

»Engpaß in Hellas:Keine Umbrellas.«
»Neues Deutschland«, 7.10.1987

Wer, wo's zum Zeitgeist langgeht, wissen will, der sollte sich vielleicht nicht unbedingt ausgerechnet an Peter Hacks halten, der zuverlässig und, wie es im Feuilleton ja heißen muß, mit sicherem Gespür schon seit Jahrzehnten in die umgekehrte Richtung unterwegs ist: sei es, daß er 1955 in die DDR übersiedelte, wobei ihm Hunderttausende entgegenkamen; sei es, daß er Ende der fünfziger Jahre, als dessen Weltruhm einsetzte, endgültig von Brecht abließ; sei es, daß er, als die DDR-Literatur die Moderne, die Romantik und den Expressionismus entdeckte, konsequent der deutschen Klassik sich verschrieb; sei es, daß er, als ca. die gesamte Welt die Biermann-Ausbürgerung geißelte, dieselbe durchaus dogmatisch, wenn auch mit allzu leichter Hand rechtfertigte; und sei es schließlich, daß er im vergangenen Jahr die Berliner Mauer als »der Erdenwunder schönstes« lobpries, als nun wirklich selbst im Umkreis der »Weißenseer Blätter« kaum ein Altkader ihr mehr als den Status eines »notwendigen Übels« zuerkennen mochte. Ein Mann, sollte man meinen, der in den Augen seiner Gegner so oft fehlgeht, tut's mit Methode; die politische Rhetorik dieses Lebenswerks ist offenkundig und als eine fraglos antimoderne, antidemokratische und v. a. antikapitalistische nicht mißkannt.

Als das Politbureau der Redaktion der Zeitschrift KONKRET Anfang 1998 Peter Hacks einlud, regelmäßig Gedichte beizusteuern, ahnte es nicht nur, daß der Dichter der Arbeiterbewegung, Stalin, der DDR-Gesellschaft sowie der Mauer nur Gutes nachrufen und Bürgerrechtlern, PDS und KGB wenig Schmeichelhaftes zubilligen würde, sondern erwartete es auch; andernfalls hätte es ja Wolf Biermann oder Durs Grünbein um womöglich Ungereimtes bitten können. Ferner war es informiert, daß er, Hacks, ästhetischen Innovationen nach dem 17.2.1856 durchaus mißtrauisch gesonnen ist aus Gründen, die ihm, dem Politbureau, nicht komplett einleuchten, aber partiell doch vieles erhellen. Hacks hält, mit Goethe, den Kapitalismus für kaum kunstfähig und hat sich infolgedessen Erfindung und Durchsetzung einer »sozialistischen Literatur« vorbehalten. »Den leichteren Teil der Sache«, schreibt er 1975, »den ersten, habe ich erreicht.« Den schwierigeren Part in schwierigerer Zeit, wennzwar nicht aussichtsreich zu befördern, so doch nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen, ist der Rubrik »Jetztzeit« Sinn und Anliegen.

Freilich, Teile des Publikums opponieren, andere zeigen sich belustigt, andere verzückt. Auf den Leserbriefseiten von KONKRET wechseln sich fiese Bescheide und hymnische Bekenntnisse Monat für Monat ab und kehrt jedenfalls in der Sache Hacks keine Ruhe ein. Das Politbureau der Redaktion der Zeitschrift KONKRET hat deshalb beschlossen, einigen verbreiteten Vorurteilen entgegenzutreten, die einen konstruktiven Verlauf der allseitigen Aussprache behindern.

1. *Hacks redet, wenn er etwa die Vorzüge von DDR, Mauer oder Stalin besingt, ironisch, d. h., er meint das Gegenteil.* Das stimmt bestimmt nicht. Den Kunstgriff der Ironie pflegt Hacks sorgsam, doch keine Pointe verrät, daß die zahlreichen Überhöhungen und grotesken Vergleiche (»Das Vaterland«, 12/98), idyllischen Gewaltphantasien (»Appell«, 11/98) oder anakreontischen Tableaus (»Venus und Stalin«, 7/98), was sie besagen, negieren sollen. Die Ironie ist hier vielmehr ein angemessener Reflex auf die umfassende, vor keiner Übertreibung, Gewaltphantasie und pittoresken Elendsbezeugung zurückschreckende Dämonisierung des Realsozialismus und seiner Geschichte.

2. *Hacks verherrlicht ohne eine Spur von Ironie Stalin, betreibt Staatsvergottung, huldigt dem völkisch-nationalen Deutschtum und preist die Herrschenden als Fürsten.* Das Gedicht »Venus und Stalin« (7/98) erörtert keine biographischen und quasi pornösen Orgien des ins Mythologische überhöhten Staatsmanns mit einer prominenten Geliebten, sondern enthält in nuce Hacksens poetisches Programm. Er betreibt (siehe auch »Pilgerreise nach Bargfeld« und »Dichtung und Wahrheit«, 9/98) keine Tatsachenerkundung; das Quellbach-Idyll, das er schildert, ist weniger glaubwürdig noch als das *Schwarzbuch des Kommunismus*. Das Gedicht bekräftigt, indem es die Darstellung des Sozialismus ohne Liebe, also mit Mißgunst, abweist, lediglich den zur Inspektion unabdingbaren Klassenstandpunkt. – Die Präsentation der DDR als sozusagen achtes Weltwunder in dem Gedicht »Das Vaterland« (12/98) ist eine deutlich ironische, ja komische mit dem unter 1. dargelegten und begrüßenswerten Effekt. Deutschland kommt hierin nicht vor, dafür »Preußen«; die Herrschenden heißen Fürsten. Das ist Kritik, kaum Apologie. Viermal allerdings wird das »Vaterland« erwähnt, doch es bekräftigt diese Wiederholung keine völkische Ideologie, sondern lediglich das Sentiment. In der Mitteilung: »Es war ein Staat und scheute das Verbrechen«, wird der »Staat« nicht vergöttert, wohl aber als Ausnahme angeführt, wobei der Umstand, daß er Verbrechen scheute, nicht heißt, daß er sie nicht beging. »Man weint«, sagt Hacks, »um Hellas«? Gewiß, man weint nicht um Neubrandenburg.

3. *Hacks behauptet nationale und Partikular-Identitäten, in welchen das Heil der Völker liege*. In der Tat hat Hacks sich die Kritik des Nationalismus nicht zu seiner ersten Aufgabe erkoren. Das Gedicht »Gebrechlicher Vielvölkerstaat« (10/98) scheint auch den Mitgliedern des Politbureaus nicht frei von Heiklem. Sie empfehlen, das Gedicht als Kritik der Wiedervereinigung mit ironischem Verweis auf das Menschenrecht der Selbstbestimmung zu lesen. Das Deutschland, das hier um gütige Einsicht angerufen wird, ist, wie Hacks nun gerade deutlich macht, ein imaginäres, ideologisches Konstrukt, das aber vielleicht besser unangerufen bliebe.

4. *Hacks inszeniert sich pathetisch als der große Epochen-Bescheidgeber, der Frauen Höhepunkte verschafft bzw. Wichsanleitung bietet.* Hacks hat nicht die Jahrhunderte konsultiert, um jetzt die Wettervorhersage zu geben. Der Anwurf der Misogynie entbehrt Grundlagen. Wenn die allgemeine Sonne untergegangen ist, weiß Marx, sucht der Nachtschmetterling die Lampe des Privaten.

5. *Hacks Ästhetik kümmert sich nicht um die seit ca. zwei Jahrhunderten statthabenden rasanten Veränderungen der Gesellschaftszustände und zeigt sich auch von den großen politischen Katastrophen dieses Jahrhunderts, namentlich dem Holocaust, sowie den Skandalen des Realsozialismus unbeeindruckt.* Mit seiner Kunst unternimmt Hacks die Formulierung einer olympischen Idee der Menschheit. Sein Unterfangen ist, die ästhetischen Errungenschaften der Klassik, unbehelligt von der Apokalypse des Kapitalismus, zu bewahren und in die schon einmal in der DDR kurzzeitig dislozierte Zukunft hinüberzuretten. Die Greuel der Zwischenwelt können Material für Literatur sein, müssen es aber nicht: Anders als Brecht singt Hacks in den »finsteren Zeiten« von helleren. Nach Auschwitz zu dichten, kann das bedeuten, geht nur, indem man, aus ebendiesem Grund, dichtet wie lange vor Auschwitz. Vorliegt hier ein Ausweichen, und dahinter steht der Wunsch, auch der Menschheit könnte erspart werden, was sie erleidet. Zwei, zumal privat gestimmte, Zeilen finden sich im Werk, die Hacks Problembewußtsein, also problematisches Bewußtsein in der Sache andeuten: »Zukunftsvertrauen//Unbeängstigt seh ich dem drohenden Nachwuchs entgegen. / Söhne zeugte ich nicht. Enkel, die morden nicht mehr.« Die DDR, in der Hacks sich so versichert wähnte, wurde von ihrer vermeintlich längst bewältigten Vergangenheit inzwischen eingeholt. Es war nicht die Vergangenheit, die Hacks ihr anempfohlen hatte.

Literatur-Konkret 1999, S. 32

Kay Sokolowsky

Äh=Tümelei

Als Privatmythologie grandios, als Sprachtheorie untauglich: Arno Schmidts Lehre von der phonetischen Anordnung der Worte im menschlichen Gehirn

Schriftsteller »entdecken« keine Sprachtheorien, sie machen sich welche zurecht. Ihr Œuvre, wenn es was taugt, ist nicht das Resultat eines Programms oder gar Forschungsprojekts, sondern wird irgendwann – spätestens dann, wenn Ignoranz und Feindseligkeit des Publikums den Autor schier erdrücken – zum Anlaß eines Manifests, das so tut, als sei dem Dichter immer schon klar gewesen, warum er so schreibt, wie er schreibt. Es ist ihm dies natürlich bis zuletzt nicht klar; was Berufsphilologen freut und Essayisten ins Brot setzt. Und weil der reife Großschriftsteller – der sich gelegentlich, das bleibt in diesem Beruf nicht aus, auch als Kritiker und Exeget geübt hat – wohl ahnt, es könne mit seinen Texten einmal ebenso verfahren werden, wie er selbst mit Büchern anderer verfuhr, wächst und wuchert in ihm das Begehren nach absoluter Kontrolle über die eigenen Sätze, nach unbedingter Beherrschung des Materials. Er will der beste Interpret, ach was: der *einzige* verständige Leser seiner Texte werden; und darum legt er der ersten »Theorie« – die eigentlich eine Apologie gewesen ist – eine zweite nach, die man freilich besser Mythologie heißen sollte.

Das sehr einsame (und sehr undankbare) Handwerk des Poeten macht ihn anfällig für allerlei Posen, Macken und asoziale Manien; er trinkt zuviel, geht fremd oder masturbiert wie besessen, benimmt sich wie ein Troglodyt (riecht auch manchmal so), nimmt es im Pöbeln spielend mit jedem Fischweib auf und läßt jedenfalls neben sich und dem WERK nichts gelten als einen lange, lange Verstorbenen, den er – in einer Art umgekehrter Adoption – zu seinem Hl. Vater erwählt hat. Welch sinistre, misanthrope Gesellen »die Dichters« sind, hat dem pikierten Publikum am plastischsten und unbarmherzigsten ein Mann eingebleut, der, selbst der Obsessionen voll (und um sie wissend), sich nachgerad empathisch in die »Gehirntiere« einzufühlen vermochte – und doch, bei aller Introspektion und Selbstreflexion, nicht davor gefeit war, sich über die brutale Einsamkeit, in der er schuf und schuftete, mit einer unablässigen Glorifizierung der Eremitage und mit einer unerträglich arroganten Haltung gegen das »Heerdenvieh«, das ihm nicht zuhören wollte, hinwegzutrösten. Es hat seit Goethe kein literarisches Genie in Deutschland gegeben, das so kraftvoll und erfolgreich an seiner Selbstverrätselung und Monumentalisierung gearbeitet hat wie (*Gong*): Arno Schmidt.

Allerdings blieb der Gestus des Solitärs, des vom gesellschaftlichen Komment dank Bombentalent Suspendierten den Figuren vorbehalten, die Schmidt aus sich machte. Er, der in seinen Büchern sauigelte und fluchte wie kein zweiter, habe im täglichen Umgang kein schmutziges Wort fallen lassen, notiert mit Nachdruck sein Protegé Hans Wollschläger. Das Studium der Viten jener allzu vielen Schriftsteller, die sich vor dem Schmerz ihrer Isolation ins Wirtshaus und verwandte Selbstzerstörung geflüchtet hatten, lehrte Schmidt rechtzeitig, die Mißachtung, unter der auch er litt, ausschließlich mittels seiner Kunst zu kompensieren. Allein derart gelang es ihm, sich so groß zu machen, wie er in der Tat war, und einzig weil er seine fürchterliche Gescheitheit unbescheiden ausbreitete, scheint es vielen Lesern, der Herr habe öfters reichlich dick aufgetragen. Hat er auch; aber nicht in Sachen Selbsteinschätzung.

Der Große Irrtum Schmidts heißt »Etym-Theorie«. Sie entstand, als er – u. a. dank einer Titelgeschichte des »Spiegel« – endlich den Ruhm (oder wenigstens die Berühmtheit) einfuhr, der (oder die) ihm längst gebührte; man begann, den vormaligen Pornographen und Schmierfinken als seriösen Dichter zu akzeptieren, und damit wurde es Zeit, der Philologie ein besonders schwergewichtiges ästhetisches Programm aufzuschreiben, nach dem sie das Werk künftig auszulegen habe. Arno Schmidt – dessen Stil schon entwickelt war, als er von der Tiefenpsychologie noch kaum den Namen kannte – suchte sich einen Verbündeten, der half, seine eigenwillige Kunst geradezu als Speerspitze der Aufklärung auszuweisen, und er fand ihn in Sigmund Freud. Anfang der 60er Jahre erliegt Arno Schmidt der Psychoanalyse; und es fällt dem Dichter wie Schuppen vor die Augen.

Dabei hatte ihm noch anläßlich seines Romans *KAFF auch Mare Crisium* (1960) zur Rechtfertigung seiner entfesselten Rechtschreibung dies genügt: »(Der) entscheidende ›Zusatz an Freiheit‹ kann, meines Erachtens, nicht von der *Syntax* herkommen – wie die Vertreter der sogenannten ›Konkreten Poesie‹ meinen – sondern, zumindest zunächst=einmal, weit wirksamer, von der *Orthografie* her. ... Die fonetisch=geschriebene ›Schprech=Schprache‹ ist absichtlich un=einheitlich gehalten – derselbe Mensch *kann* ja nicht nur sagen, sondern *tut* es auch, je nach Stimmung oder beabsichtigter Wirkung (Also Umgebung), vornehm : ›Ich *pflege* zu wissen, was ich tue.‹; oder aber, lose=heruntergestimmt : ›... wie Wintbeutel *fleegn*.‹« Die Schreibweise eines Wortes als Via regia, möglichst viele Konnotationen in den Ausdruck zu zwingen – am Ende laufen alle Tricks und Tics der Schmidtschen Prosa, die gestische Interpunktion, die malende Typographie, die exzessiven Betonungsanweisungen, aufs Ziel hinaus, in aller Kürze Alles zu sagen. Jedes andere Verfahren wäre einem permanent unter Hochspannung stehenden Riesenschädel wie dem Arno Schmidts zur unerträglichen Fessel geworden. »Solche Veränderung der Schreibweise hält sich jedoch (und bewußt) genau in den Möglichkeitsgrenzen der *Aussprache*. Wodurch nicht nur sichtbar wird : wie sehr etwa unsere ›Duden‹-Schrift ... nach Freiheit des Schreibenden geradezu

schreit; sondern auch zahlreiche Assoziationen sichtbar gemacht werden ... 1 Beispiel: ›Kultur‹ – durch die bloße Hinzufügung 1 Buchstabens ›Kultuhr‹ wirkt sie schon ›verschrieben‹. In schlechter Laune ist die ›Kull=Tour‹, (wodurch ja dann im Leser die Begriffe des ›kullerns=kegelns‹ und der ›faulen Tour‹, der ›Masche‹ geweckt werden.) Auch ›Cul-Tour‹ ist möglich : aha : ›Cul de Paris‹ !«

Wenig später, *Die Traumdeutung* und *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* waren dem Dichter in die Hände gefallen, will er nicht länger erläutern, warum seine »Verschreibungen« durchaus keine Mätzchen sind; er verkündet, daß der innerste Kern der Sprache überhaupt erst durch die verschrobene »Ortografie« enttarnt werde. Respektive: Die Worte, die einer daherspricht und

-schreibt, mögen noch so sklavisch der amtlichen Rechtschreibung gehorsamen – »fonetisch« verraten sie sich doch. Was mal angetreten war, ein höchstes Maß an realistischer Schilderung mit einem Minimum an, gestatten?, Um=Schreibung zu erreichen, verwandelt sich in den, pardon,

omni=POtenten Psycho=Nacht=Sch(l)üs-

sel. Wie gravierend und jede vorherige Erkenntnis umkrempelnd die Begegnung mit den Freudschen Spekulationen für die Schmidtsche Lektüre und Ästhetik war, zeigt sich besonders auffällig in zwei Radio-Essays zu James Joyce. Der erste, unter dem Titel »Das Geheimnis von *Finnegans Wake*« 1960 gesendet, dechiffriert, unbeleckt von Id, Ubw und ähnlichen Dumpfheiten, sehr plausibel das monströse Buch als eine ziemlich versoffene, unleidliche Rodomontade des Verfassers gegen seinen jüngeren Bruder Stanislaus: »Sie werden sich zuweilen die Nase zuhalten«. Sechs Jahre später strahlt der Deutschlandfunk »Das Buch Jedermann« aus, und nun nennt Schmidts »A.«lter ego Joyce' letzten Roman kurzerhand eins seiner »Lieblingsbücher«. Das »Wortgeknorple«, die »abstrusesten Verdrehungen=nach=Rezept«, die der jüngere, präfreudianische Schmidt an *Finnegans Wake* monierte, mutieren zu Mustern für die Theorie, die der ältere Schmidt sich post Freud zusammengebastelt hat: »(Dies) Webermeisterstück ist eben *nicht in Worten geschrieben; sondern in Etyms*.« Was die aber seien, erläutern »A.« und seine untergeordneten Stimmen so: »(Wie) sind, im menschlichen Gehirn, die *Worte* gespeichert ? ... was fällt einem Engländer bei der Lautfolge, sagen Wir, ›wäil‹, ein ? ... Nu ›Schleier‹. – Auch ein poetisches ›Tälchen‹: ›Füllest wieder Busch & Thal‹. ... ›vale, veil – wail ?‹ : das wäre ›klagen‹. Und, in dissoluterer Stimmung, möchte ich von hier aus, wohl gar auf ›Walfisch‹, und den Prinzen von ›Wales‹ geraten können. ... (Das) Alles fällt Ihnen also ein, Sie mögen wollen oder nicht. Und sind doch recht divergente Dinge; die weder mit ›Homonym‹ noch dem Begriff der filologischen ›Wurzel‹ zu erfassen wären ... Wie also nennen Wir diese, so Vieles bündelnden linguistischen Grundgewebsgebilde ? Was böte sich da an ? ... ›Etymologie‹ : die Lehre vom Echten : taufen wir die polyvalenten Gesellen einfach mal ›*Etym*s‹ – einverstanden?«

Nein. »Etymologie« meint nämlich nicht die Lehre »vom Echten«, sondern die »von der wahren Bedeutung der Wörter«; und damit fängt die Halbbildung erst an. »Dieser Theorie nach, würde jeder Mensch gleichsam 2 Sprachen in sich beherbergen : die eine bestehend aus ›Worten‹; die andere aus=ä Wort=*Keimen*, eben Ihren ›Etyms‹. Woraus sich jetzt sofort ein Erstes ergäbe; nämlich, daß die *Zahl* der Etyms weit geringer sein müsse. ... Sehr richtig: die *Worte* sind zahlreicher, auch ernsthaft=›korrekter‹; die Etyms dafür vielseitiger, witzig=begattungslustig. ... (Das) Bewußtsein bedient sich der *Worte* ... Der Persönlichkeitsanteil da*runter* – zur Hälfte durchaus bewußtseins*fähig*; zur Hälfte im Unbewußten wuchernd – *› s p r i c h t*

E t y m s ‹ .« Was Schmidt – rhetorisch freilich wie gehabt glänzend – hier behauptet, entbehrt, ganz dem Mentor Freud verpflichtet, jeder empirischen Grundlage außer der denkbar dünnsten, der »eigenen Erfahrung«. Mitnichten ordnen die Worte sich »im menschlichen Gehirn« um einen »fonetischen« Kern herum an, mochte es einem hypersensiblen Sprech-Belauscher wie Schmidt auch so scheinen. Nahe daran, der stichhaltigeren linguistischen These von den Morphemen auf die Spur zu kommen, hat das schlechte Beispiel Freuds (für den eine Zigarre wirklich nur *manchmal* eine Zigarre war) ihn verdorben; und dahin verführt, die singuläre Reizbarkeit seines Kopfes, dem »eb'm« zu jedem Wort und sogar Wortfetzen etwas, am liebsten etwas Abseitiges, einfiel, für ein humanneurologisches Allgemeingut zu halten; gleichwie Dr. Freud bloß einen, in Zahlen: 1, Traum, und zwar den von »Irmas Injektion« benötigte, um daraus die kühne Behauptung zu entwickeln, es habe sich ihm dabei »das Geheimnis des Traumes enthüllt«, und mindestens eine Gedenktafel vorm Boudoir der Offenbarung werde es dereinst dafür setzen.

Das Votivschild gibt's inzwischen. Leider aber auch eine niederschmetternde Fülle von klinischen und eben nicht auf die »Beweiskraft« der Introspektion setzenden Erhebungen über die »Traumarbeit«, die »Fehlleistung« und weitere Highlights des »Tiefenschwindels« (Dieter E. Zimmer), die zwar den animalischen Anteil im menschlichen Handeln, die bestürzende Macht des Stammhirns und des genetischen Programms über unser Leben bestätigten. Die aber nicht und nicht den fürwitzigen kleinen Teufel zu finden vermochten, der uns zu verdrängen zwingt und simultan verhohlen daran erinnert, daß uns nichts wichtiger ist, als Papa kaltzumachen und Mama zu vögeln. Ebenso war es Linguisten und Sprachpsychologen bis heute nicht vergönnt, den »polyvalenten« Dämon zu entdecken, der jeden unserer Sprechakte beeinflußt, indem er um Ursilben wie »po-« oder bloße Vokale wie »u« entlarvende Vokabelreihen gruppiert. Arno Schmidt, hingerissen von der majestätischen Beliebigkeit der Freudschen Lehre, begeistert von den »wissenschaftlichen« Weihen, die seine höchst

private Neigung zum Kalauer und »Wortverknorpeln« plötzlich erfuhr, setzte sich hin und übersetzte die haßgeliebten Schwarten Karl Mays gemäß der Etym-»Lehre«. Es entstand *SITARA und der Weg dorthin* (1963), vielleicht das tolldreisteste Stück spekulativer Biographik in deutscher Sprache, auf jeden Fall das witzigste – sprudelnd vor Begeisterung ob der verwirrenden, bodenlosen Tautologien, die der »Wiener Quacksalber« (Nabokov), schien's, vor allem für den Wörterfex und -fresser Schmidt in die Welt gesetzt hatte. Die Bahn war bereitet für *Zettels Traum* und Dän Pagenstechers monströse »Psychoanalyse« Edgar Allan Poes.

»Das Geheimnis von *Finnegans Wake*« hatte noch eine Ahnung: »Die höchsten Grade der Megalomanie in Groß=Genien tendieren zur Selbst=Mythologisierung.« Schmidts Mittel zur Allmacht über die Worte (und damit zum Nimbus des Weltweisen) wurde die »Etym-Theorie«, die zwar – gegen das penetrant wiederholte Credo des Dichters – von dem, was andere, exaktere, Wissenschaften, also Neurologie, Kognitionspsychologie oder vergleichende Linguistik, schon Anfang der 60er Jahre über Sprache und ihre Entstehung mitzuteilen hatten, nichts wußte noch wissen wollte. Aber es paßte alles so gut und schön zu den semantischen Abenteuern, die Schmidt bis dahin bestanden hatte, seine bedenkliche Neigung zu Kalauer, Analogiebildung und Detektivspiel schien mit einem Mal so erhaben, daß ihm, dem ansonsten fanatischen Skeptiker, leider nie Bedenken kamen. Wie »keinem anderen Autor«, konstatiert Holger Pausch korrekt, sei es Arno Schmidt gelungen, »Sprache aus der ideologischen Zwangsjacke ihrer Überdeterminiertheit zu befreien«. Mit der Etymelei aber knebelte er sie erneut. Nur war nun *er*, er allein der Zellenwärter; und daß ihm keiner ernsthaft nachmachen wollte, was er im sog. »Spätwerk« betrieb, hat weniger mit Unwillen oder mangelnder Begabung als mit der äußersten Privatheit der Etym-Mythologie zu tun. Und vielleicht war das vom Meister sogar geplant: Denn ein Findling wirkt am erhabensten, wenn er weit und breit auf der Heide der einzige ist.

Literatur-Konkret 1999, S. 36

Hermann L. Gremliza

Die Emanzipation des Klomannes

»Wiens Journalisten haben in den ersten acht Tagen der Freiheit die fabelhafte Auszeichnung errungen, daß die österreichischen Blätter im Auslande verboten worden sind, und blättern Sie einige Monate zurück in diesen österreichischen Blättern, so werden Sie, außer ein bisserl Theaterpolemik, nichts finden als: Neueröffnete Gasthauslokalität, abermaliger Zierdezuwachs der Residenz, prachtvolle Dekorierung, gediegener Geschmack des Herr Pritschelberger, prompte Bedienung durch höfliche Kellner, zum Schlusse ein serviler Appendix über das gemütliche Glück in Wien. Ja, so tief hat eine niederträchtige Behörde die öffentlichen Organe erniedrigt ...«
Johann Nestroy: Freiheit in Krähwinkel (1849)

Vor mir liegt: »Proletarier aller Länder, vereinigt euch! – Neues Deutschland – Organ des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands – Berlin, Donnerstag, 2. August 1973«. Seite 1:

Mitteilung

des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, des Staatsrates, des Ministerrates, des Präsidiums der Volkskammer und des Präsidiums des Nationalrates der Nationalen Front der Deutschen Demokratischen Republik

Das Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, der Staatsrat der DDR, der Ministerrat der DDR, das Präsidium der Volkskammer und das Präsidium des Nationalrates der Nationalen Front der DDR geben in tiefer Trauer bekannt, daß das Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und Vorsitzender des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, unser Genosse Walter Ulbricht, heute, am 1. August 1973, um 12.55 gestorben ist.

Ärztliches Bulletin

Das Mitglied des Politbüros des ZK der SED und der Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, ist am 1. August 1973 um 12.55 seiner schweren Erkrankung erlegen.

Der Tod ist durch Herzversagen eingetreten.

Prof. Dr. Baumann, Prof. Dr. Dutz, Prof. Dr. Schulze, Prof. Dr. Wittbrodt, Dr. Banerschak, Dr. Gebauer, MR Dr. Simmert

Bildung einer Partei- und Regierungskommission für die Trauerfeierlichkeiten

Für die Vorbereitung der Beisetzung des Mitglieds des Politbüros des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, und die Durchführung der Trauerfeierlichkeiten ist eine Partei- und Regierungskommission gebildet worden. Dieser Kommission gehören an:

Erich Honecker, Vorsitzender der Kommission, Willi Stoph, Friedrich Ebert, Paul Verner, Herbert Warnke, Gerald Götting, Erich Correns, Manfred Gerlach, Heinrich Homann, Hans Rietz, Günther Jahn, Ilse Thiele, Hans Eichler, Sekretär der Kommission

Vor mir liegt auch: »Neues Deutschland – Sozialistische Tageszeitung – Gegründet 1946 – Sonnabend/Sonntag 28./29. August 1999«. Seite 1:

Wahl an der Saar

Nächsten Sonntag wählt das kleine Saarland, doch große Wirkungen sind nicht auszuschließen

Arzt in Kosovo

Was zählt heute noch Barmherzigkeit? Dr. Diez Kleine schwankt zwischen Wut und Verbitterung

Alter

Verschnaufpause auf Rentenhügel

Raues Nachspiel

Bei Unruhen nach einem Fußballspiel zweier Schülermannschaften in Bangladesch wurden zwei Menschen getötet und mindestens 200 verletzt.

Gastkommentar

Wer Goethe langweilig findet, ist selbst daran schuld

Von Prof. Hilmar Hoffmann, Präsident des weltweit wirkenden Goethe-Instituts

Klassik ist nicht interessant als Kanon ewiger Werte, sondern als Anregung: Der Leser schließt gleichsam einen Arbeitsvertrag mit dem Autor, vertreten durch sein Werk, und erarbeitet dann mit dem Werk und anhand des Werkes seine eigene Position. Die Geschichten unseres informellen Bildungskanons müssen nicht nur immer wieder neu erzählt, sondern auch neu angeeignet und gewichtet werden. »Die reine Verehrung ist dazu der am wenigsten geeignete Weg« (Roman Herzog).

Hinter mir liegt Seite 1 des »Neuen Deutschland« vom 21./22. August 1999:

Mieterbund

Regierung degradiert Wohnungsbau zur Spardose

Von Hendrik Lasch, Dresden

Als »bittere Pille für die Mieter« hat der Mieterbund das Sparkonzept der Bundesregierung bezeichnet. Man könne froh sein, daß der Haushaltstitel »Sozialer Wohnungsbau« überhaupt noch erhalten geblieben sei, sagte Mieterbund-Präsidentin Anke Fuchs gestern in Dresden. Der Unterton war bitter ... Eine »herbe Enttäuschung« stellt für den DMB auch die erneute Verschiebung der Wohngeld-Novelle auf das Jahr 2001 dar. Problematisch sei außerdem ...

»Was lernt uns das, Genossen?« (W. Ulbricht). Es könnte lehren, welch tiefer Fall der Aufstieg eines Zentralorgans zu einer Sozialistischen Tageszeitung war: Wo vordem mit Ernst und Bescheidenheit eine soziale Notdurft verrichtet wurde, werden Fontänen geschifft und Figurinen gekackt. Ein Tod war bekanntzumachen. Was tat das Zentralorgan? Es nannte die Quelle der Nachricht. Es nannte den Namen und die öffentlichen Ämter des Toten. Es nannte die Zeugen des Todes und druckte ihr Zeugnis. Es nannte Datum und Uhrzeit des Todes, wie es die Zeugen bezeugten. Es nannte die getroffenen Anordnungen und ihre Urheber. Es sagte, in wessen Auftrag es die Nachricht, daß das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, der Staatsrat der DDR, der Ministerrat der DDR, das Präsidium der Volkskammer und das Präsidiums des Nationalrates der Nationalen Front der DDR in tiefer Trauer waren, übermittelte: im Auftrag des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, des Staatsrates, des Ministerrates, des Präsidiums der Volkskammer und des Präsidiums des Nationalrates der Nationalen Front der Deutschen Demokratischen Republik.

Das Zentralorgan war »eine Presse, die sich auf den Ehrgeiz beschränkt, eine Bedürfnisanstalt zu sein«. Karl Kraus hätte es sympathisch gefunden. Sein Haß galt jener »infamen Meinungspresse«, die den »schamlosen Anspruch« vertritt, »daß ein meldender Bote Geist und eine Plakatsäule Gemüt habe«. Womit wir bei der Sozialistischen Tageszeitung wären, nämlich der Erhebung des Klomannes in den Dichterstand, der dem kleinen Saarland die großen Wirkungen verspricht, den Arzt zwischen Verbitterung und Wut schwanken läßt, auf dem Rentenhügel eine Verschnaufpause einlegt und aus dem Tod zweier Menschen ein raues Nachspiel macht. Der einen weltweit wirkenden Behördenchef um Vorschläge bittet, welche Allotria mit dem größten Dichter deutscher Sprache, vor dessen Verehrung gewarnt wird, sich treiben lassen, wenn der Tag lang ist und der Gastkommentar länger, der bittere Untertöne hört und den Wohnungsbau, weil *kein* Geld in ihn gesteckt wird, zur Spardose ernennt.

Die Kritik an der Bürgerpresse hat das Übel immer wieder in deren Abhängigkeit von der werbenden Wirtschaft entdeckt. Das »Neue Deutschland« aber bekommt keine der Anzeigen, mit denen die bürgerliche Konkurrenz Personal und Druck finanziert, und folgt ihr doch. »Die Korruption, die zwischen Textteil und Annoncenteil Schiebungen macht, ist völlig belanglos neben der Schweinerei, die in allen Rubriken dichtet ... Es ist besser, wenn im Leitartikel eine Ware empfohlen wird, als wenn ein Jobber dort poetischen Unfug treibt«, sagt Karl Kraus, als habe er die Sozialistische Tageszeitung und ihr Prinzip Hoffmann gekannt.

Welchen Segen doch die bürokratische Reglementierung durch die niederträchtige Behörde bedeutete, und was für ein Versäumnis es war, dem Zentralorgan die verdiente Würdigung zu versagen! Die Sozialistische Tageszeitung blamiert Herrn Keuners Einrede gegen »Herrn Wirr« (nämlich Karl Kraus), der keine Zeitungen will, er sei ein größerer Gegner der Zeitungen, denn er wolle andere Zeitungen, ein letztes Mal.

Die Behörde wird es nicht immer leicht gehabt haben, Anfälle von Journalismus, die auch das Zentralorgan heimgesucht haben, rechtzeitig zu diagnostizieren und die Regungen des schlechten Neuen im guten Alten zu unterdrücken. Mitunter mißlang es auch, und so konnte im Blatt, das Ulbrichts Tod meldete, ein Redakteur namens Wessel »im Trubel des

Alexanderplatzes« von »einem Komsomolzen« den »allgemeinen Eindruck in einer literarischen Anspielung« aufschnappen: »Hier lasse sich Schillers ›Seid umschlungen, Millionen‹ fast wortgetreu verwirklichen.«

Im neuen und deshalb auch im »Neuen« Deutschland findet keine Zensur mehr statt. Wie doppelt schade das ist, hat Nestroys Redakteur Ultra im Anschluß an eine andere, ebenfalls richtiggehend deutsch verlaufene Revolution gesagt: »... und die Dichter haben ihre beliebteste Ausred eingebüßt. Es war halt eine schöne Sach', wenn einem nichts eing'fallen ist, und man hat zu die Leut sagen können: Ach Gott! es is schrecklich, sie verbieten einem ja alles. Das fallt jetzt weg, und aus dem Grund, und aus vielen andern Gründen – ah mein Prinzipal – «.

Literatur-Konkret 1999, S. 38

Gerhard Scheit

Von der Rozznjogd zu den Lieben Mördern

Peter Turrini: Lesebuch 1-3. Hg. v. Silke Hassler und Klaus Siblewski. Luchterhand Verlag, München 1999, 3 Bände, zus. 1.310 Seiten, zus. 144 Mark
Rezension

Die früher im Europa-Verlag erschienenen zwei Turrini-*Lesebücher* mit Stücken, Drehbuch-Passagen, Essays, Polemiken und anderen Texten sind nun von Silke Hassler und Klaus Siblewski in veränderter Gestalt und Auswahl – mit bisher unveröffentlichten Texten angereichert – beim Luchterhand Verlag neu herausgegeben worden. Hinzu kommt ein weiteres *Lesebuch* mit den Stücken und Gedichten aus den Jahren 1991-1999. Die drei Bände erlauben es jetzt, die Entwicklung dieses Autors über dreißig Jahre hinweg zu verfolgen: eine Art Popgeschichte der österreichischen Literatur – und eine Geschichte der verlorenen Illusionen der österreichischen Linken. Was anderswo Rockkonzerte und Studentenproteste waren, spielte sich in Österreich (von der sogenannten Arena-Besetzung 1976 einmal abgesehen) meist nur im Theater und im Fernsehen ab. So wurde auch der »Protestsänger« Turrini mit dem Song *Rozznjogd* berühmt – einem Stück, das 1971 am Wiener Volkstheater uraufgeführt wurde. Bald darauf ließ der Autor die Form des Theaters rechts liegen – ganz im Sinne der damaligen Alternativkultur, die sich gegen die bürgerliche »Hochkultur« wandte. Im Geist des Kreiskyschen Reformprogramms versuchte er Mitte der siebziger Jahre, das Fernsehen zu erobern und mit der Serie »Alpensaga« (zusammen mit Wilhelm Pevny) die Bevölkerung über ihre fortschrittlichen und reaktionären Tendenzen aufzuklären. Das Ergebnis war eine Welle national-katholischer Empörung gegen die Autoren und den Regisseur Dieter Berner, denen einige sehr beeindruckende Sequenzen (u.a. mit Helmut Qualtinger als Großbauern) gelungen waren.

Die Enttäuschung darüber und die Dämmerung der keynesianischen Kreisky-Ära ließen Turrini, der im angebrochenen Zeitalter des Privatfernsehens die aufklärerischen Möglichkeiten der Massenmedien prinzipiell in Frage zu stellen begann, zum Theater zurückkehren – nun aber gleich ins Herz der Hochkultur: Am neuen Burgtheater unter Peymann sind schließlich die Stücke der späten achtziger und der neunziger Jahre herausgekommen – darunter *Minderleister* und *Alpenglühn*, worin der Autor vor dem Hintergrund einer ständig beschworenen Utopie der Liebe seine verlorenen Illusionen wirklich zum Sprechen bringen kann.

In jener Liebe scheint nun aber auch das Problem Turrinis zu liegen, jedenfalls soweit er sie – in Interviews, Reden und Statements – aus dem unmittelbaren »zwischenmenschlichen Bezug« (Peter Szondi) der Bühnenfiguren extrapoliert und als Beziehung zur Nation verallgemeinert: Hier behauptet sich als ideologisches Erbe der Kreisky-Ära eine seltsame Volksnähe – ein ungestilltes Verlangen nach Integration, ein positiver Bezug auf Österreich als Nation des kleinen Mannes – , die in Turrinis Ansprache »Liebe Mörder« nach dem Mord an vier Roma in Oberwart haarsträubenden Ausdruck fand und die ihn auch dazu gebracht hat, seinen treffenden Ausdruck von der »Mörderrepublik« (im »Spiegel«-Interview) zurückzunehmen.

All das und vieles mehr wird durch die kluge Anordnung der Texte in der vorliegenden Ausgabe unmittelbar anschaulich.

Literatur-Konkret 1999, S. 39

Jens Hoffmann

Volksgenossen

Rezensionen

Saul K. Padover: Lügendetektor – Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45. Eichborn Verlag, Frankfurt a. M. 1999, 336 Seiten, 44 Mark

Sie sitzen kerzengerade da, warten und geben damit zu verstehen: »Ich habe nichts getan, ihr seid die neuen Herren, ihr könnt mich fragen, was ihr wollt ...« Sie werfen beide Hände in die Höhe oder strecken sie unterwürfig den siegreichen Feinden entgegen. Alle Fragen werden sie beantworten und doch nicht alles sagen. Gerade rechtzeitig zur Kapitulation ihrer Armee haben sie den »geistigen« und auch den »politischen Totalitarismus« entdeckt, weil sie entnazifiziert werden sollen. Sie entbieten weiterhin den Hitlergruß und stammeln – »Ääh ... eine alte Gewohnheit. Man muß es sich abgewöhnen.« Das Blitzen in ihren Augen bedeutet: »Na, wie findet ihr mich?«. Sie zucken mit den Schultern und sagen: »Wer gewinnen will, muß die Zivilbevölkerung vernichten.« Über die »Greuel« in den Lagern sind sie informiert, aber was »im Osten« getan worden ist, geht sie trotzdem nichts an. Wenn sie ihre Führer hassen, dann nur wegen deren Erfolglosigkeit bei der Welteroberung. Sie schauen sich bereits nach neuen Verbündeten gegen »Slawen«, »Russen« und »Kommunisten« um. Ungerührt und ohne Anteilnahme reagieren sie sogar auf diejenigen unter ihren Landsleuten, die schlechter dran sind als sie selbst.

Mit erstaunlicher Geduld hat Saul K. Padover von September 1944 bis Mai 1945 gewöhnliche Deutsche in den von den westlichen Alliierten befreiten Gebieten interviewt, um etwas über die Stimmung in Deutschland zu erfahren und damit zu klären, wie mit den Deutschen am besten umzugehen sei. Die sachlich-professionelle Einstellung des 1905 in Wien als Sohn jüdischer Eltern geborenen Offiziers der Abteilung für Psychologische Kriegführung der US-Armee wird allerdings im Verlauf seiner Arbeit zusehends erschüttert: »Wo ich auch hinkam, suchte ich Hinweise auf Widerstand und erkundigte mich nach Sozialdemokraten und Kommunisten. Doch am Ende fanden weder ich noch andere Leute eine nennenswerte Zahl von Oppositionellen, die offen oder versteckt gegen das Hitlerregime gekämpft hatten, sondern nur erbärmliche Mitläufer. Das allein ist der schlimmste Vorwurf, den man den Deutschen machen kann.« Padover fragt immer wieder nach, was genau die Einzelnen für die Freiheit getan und gegen die Nazis unternommen haben. Doch die Leute schauen ihn nur wortlos an, so »als hätte ich den Verstand verloren«. Anfang Mai 1945 liest er die Schlagzeile »Hitler dead« in der Armeezeitung »Stars and Stripes«. »Diese Meldung, bei der ich noch wenige Monate zuvor wie elektrisiert aufgesprungen wäre, bewegte mich kaum mehr.«

Hans J. Massaquoi: »Neger, Neger, Schornsteinfeger!« – Meine Kindheit in Deutschland. Scherz Verlag, Bern 1999, 450 Seiten, 39,90 Mark

»Da von den Deutschen meiner Generation erwartet wurde, daß sie hellhäutig waren und sicher nicht afrikanischer Abstammung, wurde es mein Los, fortwährend zu erklären, wieso jemand mit brauner Haut und schwarzem, krausem Haar akzentfrei Deutsch sprach und Deutschland als Geburtsland für sich beanspruchte. Lassen Sie mich also hier ein weiteres Mal darlegen, daß ich 1926 in Hamburg geboren wurde, da mein Großvater damals liberianischer Generalkonsul in Hamburg war ...« – Hans Jürgen Massaquoi scheint es gewohnt zu sein, der mehr oder minder feindseligen Begriffsstutzigkeit eines deutschen Publikums mit lakonischer Ausdauer und Beharrlichkeit zu begegnen. Was der heute in New Orleans lebende Massaquoi von seiner Jugend in Nazi-Deutschland erinnert, ist möglicherweise deshalb so umfangreich und genau, weil der damals leicht als Außenseiter zu identifizierende junge Mann darauf angewiesen war, jede Nuance im Verhalten seiner Landsleute und jede Veränderung der Gesellschaft unmittelbar zu registrieren, um mögliche Gefahren früh erkennen zu können.

Zunächst möchte Massaquoi nur so sein wie seine nationalsozialistische Umgebung. Er jubelt auf dem Schulausflug nach stundenlanger Warterei dem vorbeibrausenden Führer zu und sammelt NS-Figürchen mit beweglichem rechten Arm. Das kleine Hakenkreuzabzeichen muß unbedingt an den Pullover geheftet werden. Doch seine Landsleute geben ihm zu verstehen, daß er nicht gemeint ist, wenn von »Ariern« und »Volksgenossen« die Rede ist. In Luft auflösen möchte er sich, als ihn die Besucher von Hagenbecks Tierpark für ein Kind der ausgestellten Afrikanerinnen und Afrikaner halten. Er muß mitansehen, wie eines der Kreidequadrate, die vom Lehrer für die HJ-Mitglieder an die Tafel gemalt worden sind, leer bleibt und schließlich ausgelöscht wird. Außer seiner Mutter sind selten Leute da, die sich auf seine Seite stellen. Gegen die zunehmenden Angriffe seiner Mitschüler und Lehrer muß er sich selbst verteidigen.

Nach der Hitlerjugend wird er auch von der deutschen Wehrmacht, zu der er sich gern freiwillig gemeldet hätte, zurückgewiesen. Diese Zurückweisung begreift Massaquoi rückblickend als Wendepunkt seines Lebens. »Ich beschloß, daß ich die Nazis, wenn sie mich schon nicht haben wollten und wenn ich sie nicht bekämpfen konnte, fortan aus tiefstem Herzen hassen würde. Und dieser Haß half mir, die Jahre bis zum Ende des Krieges zu überstehen.« Massaquoi hält sich erfolgreich vom »Volkssturm« fern und arbeitet als Bauschlosser. Kurz vor Kriegsende entkommt er dank der Hilfe eines Polizisten einer Menschenmenge, die ihn für einen abgeschossenen US-Piloten hält und töten will. Zu diesen Leuten möchte er nicht mehr gehören. »Hans-Jürgen aus Barmbek« verwandelt sich nach dem Einmarsch der Alliierten in »Mickey aus Amerika«. Er spielt drei Jahre als Musiker in verschiedenen Tanzkapellen, bleibt zwei Jahre in Liberia und gelangt 1950 nach New York, wo er nach dem Studium als Chefredakteur des afroamerikanischen Magazins »Ebony« arbeitet.

Literatur-Konkret 1999, S. 39

Christian Meurer

Neues von der Erlenhöhle

Franz Josef Degenhardt: Für ewig und drei Tage. Roman. Aufbau Verlag, Berlin 1999, 350 Seiten, 38 Mark
Rezension

Die Autoreparatur betrifft diesmal einen BMW-Dixie-Oldtimer (»Wir bauen die Ventile aus«), gegessen wird an einem Tisch »unter Apfelbäumen«, bei der seit weiland »Väterchen Franz« ca. 8. gewaltsamen Geländeräumung im Gesamtwerk vertreibt die Staatsgewalt die Anarcho-Bauwagen-Siedlung nun direkt vom TUS-98-Sportplatz, als der obligate Exhibitionist agiert hier ein Fernsehstar, und den Tango tanzt, wie schon in der Abholzung, ein Sadomaso-Pärchen. Q. e. d. – will sagen, wer mag, prüfe hier mein Thesenbündel aus »Titanic« 10 und 11/98 ruhig noch mal nach: Daß nämlich innerhalb von Degenhardts Lied- und Romanschaffen ein übermächtiger Wiederholungszwang bestimmte Figuren und Motive beständig reproduziert; er sich mittlerweile nur noch um ein Schrumpf-Repertoire fixer Topoi – u. a. Fußball, Tango, Autoschrott und -unfälle, seinen Paderborner Bischofsvetter und, Special effects, seine Jugendschlupfwinkel am Schwelmer Bahngelände und der in einem Waldstück bei Wuppertal gelegenen »Erlenhöhle« – eine aus fortgesetzten Verlegenheitslösungen zusammengestoppelte Handlung zurechtpappt, die ihm dann früher oder später unweigerlich in solche wie die obengenannten Verläufe hineinrutscht – eine beispiellos unbeachtete Serienfertigung von Selbstrepliken jedenfalls, die, wenn sie nicht bloß ein Sammelsurium nur ihn selbst zuverlässig immer wieder erregender Reizklischees und Privatkürzel darstellen sollen, höchstens noch als Kontinuitätsattrappen à la Grass aufzufassen wären, einzig und allein dazu bestimmt, eine Art von Scheinverbleib in der Öffentlichkeit zu gewährleisten.

Wie auch immer, schon der Grundeinfall seiner westfälischen »Zur-Linden«-Familien-Saga – 95. Geburtstag des Patriarchen eines Großbürger-Clans mit dazugehörigem Sippenwiedersehen – ist samt unterschwelliger Gier des Alten nach einer frechen Enkelin eine Weiterentwicklung seines Liedes »Der Geburtstag« von 1981; in zahlreichen Rückblenden in Kriegs- und Nachkriegszeit kann sich seine Verstümmelungs- und Bombenangriffsobsession kräftig austoben (bemerkenswerteste Errungenschaft: die Vaginalpfählung eines deutschen Mädchens durch polnische Zwangsarbeiter kurz nach Kriegsende; zweifellos ein begrüßenswertes Novum in der DKP-nahen Belletristik – wenn nicht bloß das Echo auf das seit 1991 ff. besungene »Polenmädchen«), und die notorischen Zigeunerkinder werden aus KZ-Waggons vom ebenso notorischen Schwelmer Bahngelände natürlich einmal mehr in die Erlenhöhle geschafft. Wie schon abgeschossene englische Bomberpiloten, durchgedrehte HJ-Führer und die Jüdin Rosencrantz von den Kindern in den *Zündschnüren;* auch Anwalt Kappel in den *Brandstellen* plante dort ja sein RAF-Versteck und Genosse Potthoff im *Liedermacher* einen Atombunker (bzw. folterte das Callgirl Edeltraut Liszt aus der gleichnamigen Ballade gemeinsam mit Leidensgefährtinnen etliche Zuhälter zu Tode, die Eskimos seines Kinderbuchs *Petroleum und Robbenöl* hörten an einem aufschlußreichen Winternachmittag alles Wesentliche zum antifaschistischheimathistorischen Hintergrund der Örtlichkeit, und in einem neueren Lied wird sie samt Antifa-Insassen zur Abwechslung auch mal zugemauert).

Gleich Reprisenartiges gilt auch für die Klein-Details: Wieder »Mississippi« von Pussycat aus einem Nebenraum wie in der *Mißhandlung*, wie im *Liedermacher* fremdartig instrumentierte Beatles-Musik in seltsamen Zusammenhängen – hier Tafelmusik für einen Greisen-Geburtstag; in Badehosen läßt er diesmal einen Bischof zur Gitarre Fahrtenlieder singen, und alles zusammen ist auch, wie immer, kreuz und quer mit den üblichen hanebüchenen Rechtschreibfehlern gespickt (»Being for the benefit of Mr. Kyte (!)« heißt der Beatles-Titel bei ihm, noch erhabener mahnt allerdings seine Doors-Transkription: »Brake (!) on Through to the other side«). Neben dem Kunstgriff des Familien-Großauflaufs ist seine ebenso übers Werk verbreitete Abstammungsmarotte hier erstmals dominierend struktur- bildendes Element, wenn nicht schon das halbe Handlungsgerüst – wo's also nicht schon das Einander-Begegnen ausreichend motiviert, läßt sich erzähltechnisch dank der auf der Umschlag-Innenseite abgedruckten Siebzig-Figuren-Ahnentafel erzähltechnisch in beliebiger Quodlibet-Manier weiter- und entlanghäkeln – d. h.: Eine Leporello-Garde von wesensmäßig möglichst pittoresk ausstaffierten Original-Hybriden turnt sich einmal quer durch eine Soap-Episoderie aus Stanzwerk und Arabesken – und muß sich diese Aufarbeitung ihrer Privat-Historie auch noch vor dem Hintergrund des SU-Erstauflösungsputsches von 1991 gefallen lassen. Wie in den Liedern auch, unterlaufen Degenhardt natürlich immer noch mal zehn bis zwölf Zeilen gelungene Sozialminiatur, ein zündendes Initial oder auch nur ein paar schärfer beobachtete Konturen – was ihn danach aber nur um so zuverlässiger so lange in die Spachtelmasse langen läßt, bis er alles wieder zur normal-breiigen Gemengelage vermanscht hat.

Das eigentlich Verlogene am Buch aber ist, einerseits ständig vereinnahmend auf die literarische Regionaltradition der Immermann, Schücking, Droste-Hülshoff und Josef Winckler zu affektieren (schon in Immermanns *Oberhof* wird ja beim westfälischen Hofschulzen etliches zusammenrepariert und am Tisch unter Bäumen gesessen), andererseits TV-Soap als heute einzig adäquaten Handlungsverlauf zu propagieren – dann aber weder bodenständige Genrefiguren noch Serienversatzpersonal wirklich noch hinkriegen zu können und das entstandene Wischiwaschi nun augenzwinkernd als

gewollten Stilbruch zu verhökern. Dennoch, von seiten der unverbrüchlichen Genossen-Mentalität, die sich auch diesen Dachziegel wieder treu und hoffentlich wechselseitig auf die Gabentische packt, sei Degenhardt natürlich auch weiterhin jede Mark dafür doppelt und dreifach gegönnt.

Literatur-Konkret 1999, S. 41

Peter Köhler

Wachteljagd und Knastalltag

Tom Wolfe: Ein ganzer Kerl. Roman. Aus dem Amerikanischen von Benjamin Schwarz. Kindler, München 1999, 925 Seiten, 54 Mark
Rezension

Über Balzac schreibt Engels, ein Beweis für seine Größe als Realist sei, daß er, politisch reaktionär und ein Bewunderer der Aristokratie, diese in seinen Romanen als dekadent zu enthüllen sich gezwungen sah. Auch Tom Wolfe ist ein großer Realist. Eigentlich bewundert er die USA als reichstes, mächtigstes und demokratischstes Land der Welt – aber gegen seinen Willen zeichnet dieser konservative Autor in seinem neuen Roman von den USA ein Bild der Habgier, Verschwendung, Korruption, der Dekadenz und des Rassenhasses.

Ein ganzer Kerl ist ein Männer- und Gesellschaftsepos. Zwei grundverschiedene Kerle kämpfen ums finanzielle, gesellschaftliche und moralische Überleben: der schwerreiche, aber dem Bankrott nahe Immobilienlöwe Charlie Croker aus Atlanta im amerikanischen Süden einerseits und der – am andern Ende der Gesellschaft und der USA, bei Oakland, lebende – junge Familienvater und einfache Arbeiter Conrad Hensley andererseits, der bei einer Rationalisierungsmaßnahme entlassen wird, unverschuldet auf die schiefe Bahn gerät und auf der Flucht vor der Polizei nach Atlanta gelangt. Dort kreuzen sich die Wege der beiden.

In Atlanta, das wegen seines austarierten Zusammenlebens von Weißen und Schwarzen als vorbildlich gilt, droht die Balance zu kippen, weil ein schwarzer Footballstar die Tochter eines reichen Weißen vergewaltigt haben soll. Der Bürgermeister, der um seine politische Existenz kämpft, baut Croker eine goldene Brücke: Wenn er öffentlich ein gutes Wort für die Sportskanone einlegt und so den sozialen Frieden rettet, wird man seine Firma sanieren. Der stinkreaktionäre Croker ist in der Zwickmühle, denn wenn er so handelt, verlöre er in seinen Kreisen das Gesicht.

Anschaulich beschreibt Tom Wolfe die ethnischen, sozialen, politischen und privaten Konflikte. Er schildert das Gesellschaftsleben der Reichen von der Wachteljagd bis zur Vernissage ebenso eindringlich wie die Maloche eines weißen Lagerarbeiters und den brutalen Knastalltag. Er zeigt, wie listig Politik gemacht wird und wie hart es in der Geschäftswelt zugeht. Nur einen blinden Fleck hat dieses Porträt der US-Gesellschaft der späten 90er: Die schwarze Unterschicht bleibt nahezu unsichtbar.

Zu hell erstrahlt andererseits die Lichtfigur, der weiße Conrad Hensley: ehrlich, bescheiden, edel, ein gefallener Engel und ein ganzer Kerl; jemand, der seine Ehre nicht für Geld und Wohlergehen preisgibt und für seine Wahrheit keine Kompromisse eingeht. Immerhin: In einer Zeit des Konformismus könnte diese altmodische Lehre wieder aktuell sein.

Literatur-Konkret 1999, S. 41

Michael Rudolf

Jericho-Komplex

Friedrich Christian Delius: Die Flatterzunge. Erzählung. Rowohlt, Reinbek 1999, 144 Seiten, 29,80 Mark.
Rezension

Wie fühlt man sich eigentlich dabei, Bücher zu schreiben, die höchstens von archäologischem Interesse sind, vielleicht wenn deren Produzenten dermaleinst in den »ewigen Kreislauf des Lebens« (»König der Löwen I«) eingegangen sind? Schwer zu sagen. Trotzdem blasen sie kontinuierlich Zeitungsmeldungen zu veritablen Büchern auf. Delius gehört zu ihnen.

Zum Beispiel die Sache mit dem Orchestermusiker, der in Israel eine Hotelrechnung mit Adolf Hitler unterschrieben hatte. Spitzenthema. Eins-A-Provokationspotential. Und prima Gelegenheit, die ganze Ranzigkeit der eigenen Weltsicht auszubreiten und ganz nebenbei die Literatur vor ihren Kritikern zu verteidigen.

Nun könnten wir annehmen, daß sich mit leicht »ironisch gefärbter Aufmerksamkeit« (Klappentext) da schon was machen ließe. Also hängt Delius die Chose zunächst eine Stufe tiefer und macht nur eine Erzählung draus. Aber ist es »ein spannendes, leicht verrücktes Tagebuch über Musik und Liebe, Berlin und Tel Aviv, deutsche Komplexe und italienische Arien, über Amokläufer und Blechbläser – ein politisches Rätsel mit einem überraschenden Finale« (schon wieder Klappentext) geworden? Ach wo.

»Für einen Verbrecher nicht intelligent genug, für einen Nazi nicht dumm genug«, lautet der einzige originelle Satz des Buches, und der steht auf Seite 112. Die treffenden Worte reichen aus für die Charakterisierung eines Posaunisten (im richtigen Leben war es ein Kontrabassist), der lieber Trompeter geworden wäre, der ennuyierend über Polsterzungen und Flatterzungen parlieren kann und via »Jericho-Komplex« der Berliner Mauer mit seinem Instrument beim Einstürzen helfen wollte. Natürlich kommt auch der legendäre »letzte Linke« zu Wort – ausgerechnet in Gestalt eines Freundes, der SPD-Mitglied ist und zu allem, was in der Zeitung steht, eine »solide Meinung« hat. Das scheint es wohl zu sein, was Delius umtreibt: die solide Meinung, was immer das sein mag. Denn sonst zu sagen hat er uns wenig. Auch literarisch nicht. Die Diktion des Tagebuches – hier vorgesehen, seinem Anwalt Anhaltspunkte für den Prozeß vor dem Arbeitsgericht zu liefern – wird nicht durchgehalten, die turtelnden Gespräche mit einer Witwe, die der Fünf-Sekunden-Hitler umgarnen und der er sich offenbaren möchte, erscheinen höchst konstruiert, wenn nicht gar aus einer völlig anderen Zeit, und überraschend ist bei all dem Posaunengeraune höchstens die Tatsache, daß Delius damit 144 Seiten voll kriegt.

Wir könnten uns glatt ärgern, hätten wir nicht Besseres zu tun.

Literatur-Konkret 1999, S. 42

Horst Tomayer

Replik auf ein Gedicht

»Das Foto seiner schändlichen Tat ging um die Welt. Mit drei anderen Hooligans hatte Frank R. (31) bei der Fußball-WM in Frankreich den Gendarmen David Nivel (44) zum Krüppel geschlagen und getreten ... Er schickt ihr (seiner Frau Anna, 23; H.T.) täglich Briefe. Darunter auch ein Liebesgedicht ...

Hinter einem Eisengitter / liegt ein Herz, das weint so bitter / heb es auf und trag es heim / und schließ es in dein Herzen (!) ein / Komm ich eines Tages heim / gehört mein Herz nur dir allein./ Gibst du es mir nicht zurück / zerstört es unser Eheglück.« (»Bild« 5.6.99)

Raaasend

Macht mich so ein Knackireimrotz
So ein lürischer Schmerzensmannschleim
Aus von Totschlägerhand geführter
Feder ans Frau'chen daheim

Erst ohne die Gattin verreisen
Zwecks männerbündischer Hatz
Zur Mitmenschkontaktaufnahme
Mit Schlagring und Schuhabsatz

Erst die Gotteskindschaft bezeugen
Indem man den Bruder hetzt
Und indem man ihn liegt er flachlang
Möglichst farbwahrnehmbar verletzt

Also indem man während man zu Hause
Bei der Gattin den Minnedienst schwänzt
Ihm das Antlitz wie den Tisch deckt
Und ihm Blutsuppe drauf kredenzt

Hopp schnell noch ein Tritt ins Skrotum
Und in die Nieren ganz schnell noch ein Tritt
So ein eintrittsfreies Vergnügen
Das nimmt man nur gar zu gern mit

Ruckzuck noch ein Tritt in die Rippen
Mit konditionsgeschuldeter Wucht
Dann dem Trieb der Selbsterhaltung
Gehorchend das Weite gesucht

Bis plötzlich aus haiterem Himmel
Der Beweisblitz niederfährt
Und die Ahndungsorgane sagen
Mein Herr Sie sind eingesperrt

Wusch und weg ist nun die Deckung
Und es steht in rundumner Sicht
Der den Richter in Anzug und Krawatte
Und frisiert betörende Wicht

Und hinter Gittern (*) wird nun bitter gebibbert
Und die Frau soll das Herz tragen heim
Und es tiefkühlbewahrt einst ritörnen
Weil sonst gehe die Ehe ausm Laim

Wasne klassische Faschomischung
Aus Tothaun und Winselei
Für den Verzehr geeignet
Wie salmonelleninfiziertes Ei

(*) – nicht baum- oder schafwollen oder marzipanen oder escorialgrün oder pavianbacksidesauerkirschrot – nein: eisern ist das Gitter

Literatur-Konkret 1999, S. 43

Layla Dawson

Finale Vertuschung

Philip Roth: Mein Mann, der Kommunist. Rowohlt, Reinbek 1999, 376 Seiten, 45 Mark
Rezension

Wer ist jenes »Ich« – im amerikanischen Original lautet der Titel *I married a communist* – mit kommunistischem Ehepartner? Nicht Ira, der Kommunist und Held der Geschichte. Nicht Nathan, der Schriftsteller, der Ira schon als Schuljunge verehrte, nicht Iras Bruder Murray, der Englischlehrer an der High-School. Erst ziemlich gegen Ende des Romans begreifen wir, daß dies ein Buch über ein Buch ist. Über ein Buch, das aus Rache geschrieben wurde und das Joe McCarthys Komitee für unamerikanische Tätigkeiten die Munition zu Iras Vernichtung lieferte.

Warum hat Roth das Buch jetzt geschrieben? Gibt es eine Verbindung zwischen der erfundenen Schauspielerin Eve Frame, die sich, obwohl mit einem Juden und Mitglied der Kommunistischen Partei verheiratet, als Antisemitin und Antikommunistin entpuppt, und der Schauspielerin Claire Bloom, Exfrau von Philip Roth und Star mehrerer Woody-Allen-Filme, die Details aus ihrer Ehe mit Roth publik gemacht hat? Als Grund für ihre Scheidung nennt Eve Frame Iras Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei. In Wirklichkeit ist es seine Untreue, die sie am stärksten verletzte. Washingtons Kommunistenhatz und Iras Bekanntheit als Radiostar sind ihr ein willkommener Anlaß, aus der privaten Affäre einen Medienskandal zu machen. Wer würde sich schon für jemanden interessieren, der nicht berühmt ist? Oder handelt es sich etwa um Roths Großen Amerikanischen Milleniumsroman? Zwischen seinem *The Great American Novel* von 1973 und *Mein Mann, der Kommunist* liegen 25 Jahre. Und es ist ein weiter Weg vom Baseball zum Komitee für unamerikanische Tätigkeiten; die Fixiertheit der Amerikaner auf Erfolg um jeden Preis und ihre Furcht vor Versagen sind jedoch in beiden Fällen gleich.

Verrat ist das Thema des Buchs. Verrat von Ideen und Integrität. Verrat an der eigenen Herkunft, für den man irgendwann immer zu bezahlen hat. Und schließlich der Verrat an einer gesamten Nation, in jener Szene nämlich, in der Roth den Akt der »Finalen Vertuschung« schildert und damit auf Nixons Beerdigung anspielt. Die versammelte damalige Zeitgeschichte stellte sich ein, um McCarthys kleinen Helfer zu betrauern, jenen Mann, der zu Recht den Spitznamen Tricky Dicky trug und von dem kein Amerikaner einen Gebrauchtwagen gekauft hätte, jenen Mann, der seine Macht im Weißen Haus für illegale Machenschaften, Diebstahl und Abhöraktionen mißbrauchte.

Roths jüngstes Buch ist eine lange Unterhaltung zwischen dem mittlerweile erwachsenen Nathan und seinem alten High-School-Lehrer Murray. Thema ihres Gesprächs sind ihrer beider Vergangenheit und die Geschichte von Murrays Bruder Ira, die gleichzeitig ein halbes Jahrhundert amerikanischer Geschichte spiegelt. In Teilen handelt es sich auch um einen Monolog, der sich als Dialog ausgibt – ein Dialog, den Roth offenbar mit sich selber führt. Denn im Grunde verhandeln Nathan und Murray das Thema »Juden in Amerika«. Und im Grunde ist Ira das Pendant zu Sabbath in *Sabbaths Theater*.

Beide Figuren verzehren sich nach Anerkennung in ihrer Heimat, und beide handeln, fast ohne es zu wollen, so, daß sie sich automatisch als Amerikaner disqualifizieren. Sabbath ist durch Regeln für ein angemessenes soziales Verhalten nicht zu bremsen: Wie eine abgeschossene Kanonenkugel richtet er überall, wo er erscheint, Unheil an. Und Ira wünscht sich Ruhm und Reichtum, eine ebenfalls berühmte Ehefrau und ein richtiges Familienleben, aber er möchte auch die Rolle des »guten« Menschen spielen. Als Kommunist macht er sich in der amerikanischen Gesellschaft jedoch zum Paria.

Ira ist aufrecht in seiner Treue zur Partei, doch gerade das läßt ihn am Ende scheitern. Seine Stärke liegt in der Fähigkeit, nein zu sagen, doch trotz aller Winkelzüge der Partei sagt er immer nur ja zu ihr, denn er glaubt, daß er zum Aufbau einer gerechten Gesellschaft der Gleichen in Amerika beiträgt. Und eben dieser Idealismus, der keine ethnischen oder nationalen Grenzen kennt, ist es, der in jedem chauvinistischen Fremdenhasser Argwohn wecken muß. Ira hat ein Problem. Er glaubt an die amerikanische Illusion der Fairneß. Wie kann er aber im Ernst erwarten, daß er gleichzeitig den ergebenen Kommunisten, den Medienprominenten, die New Yorker High-Society-Persönlichkeit und den perfekten Ehemann spielen dürfte, ohne für seine Widersprüchlichkeit bezahlen zu müssen?

Der erwachsene Nathan erinnert sich an das, was Murray seinen High-School-Schülern zu erzählen pflegte: »Das größte Vergehen in der menschlichen Gesellschaft ist das Denken. Kritisches Denken ist die äußerste Subversion.« Am Ende seines Buches scheint Nathan allerdings jede Hoffnung verloren zu haben und tarnt seine Resignation als pragmatisches Hinnehmen dessen, was ist. Julie Burchill hat eine treffende Beschreibung dieser Haltung in einem Kommentar zu Feng Shui geliefert: »Die Idiotie der Neunziger kommt am schönsten in der Tatsache auf den Begriff, daß dieselben Leute, die einerseits nicht mehr an so etwas Logisches und Vernünftiges wie die marxistische Analyse unseres Systems und ihre Vorschläge zur Verbesserung der Verhältnisse für die größtmögliche Anzahl von Menschen glauben, andererseits davon überzeugt sind, daß das Verrücken von Möbeln ihr Leben verändern kann.«

Übersetzung aus dem Englischen: Christel Dormagen

Literatur-Konkret 1999, S. 43

Mark-Stefan Tietze

Fettes Kraut

Oliver Maria Schmitt/Jürgen Wissarionowitsch Jonas: Gute Güte, Göthe! Bizarres und Behämmertes aus 250 Jahren deutschen Goethetums. Haffmans, Zürich 1999, 220 Seiten, 24 Mark
Eckhard Henscheid: Goethe unter den Frauen. Mit Illustrationen von Klaus Ensikat. Alexander Fest Verlag, Berlin 1999, 230 Seiten, 39,80 Mark
Rezensionen

In Goethes Jubeljahr wollen auch herausragende Vertreter der Frankfurter Komik-Branche nicht mürrisch abseits stehen. Allerdings wird das menschliche und literarische Phänomen »Goethe« hier, wie kaum anders zu erwarten, von ganz weit draußen angespielt.

Pathetische Germanistenprosa aus dem 19. Jahrhundert bildet bei Oliver Schmitt und Jürgen Jonas die vergilbte Leinwand, vor der sie die Mär vom deutschen Dichterfürstengott ausbreiten und mit einem durchaus heutigen Wortschwall verschneiden. Die angeführten Goethe-Forscher, als konsequent barttragende Kinder ihrer Zeit und Mitgestalter von deren merkwürdigen Anschauungen, müssen dazu ausgiebig vorgestellt und zitiert werden. Darüber jedoch platzt den Verfassern irgendwann die Hutschnur, und das färbt gottseidank auf die Referate ab: »Ein einziger Fuck, ein Mucke-, ja Motherfuck sogar! Senile Sprachschnörkelei von mickrigster Verschmockung. Total verzackert und verzuckert. Schissimatucki. Ein schlechterdings nicht zu verklickernder Flitzkack«, so sinngemäß ein Professor Vischer über *Faust II*.

Mit einem pointierten Überblick über Goethes vielfältige Abneigungen, mehreren Essays über alles mögliche sowie einem beinahe überflüssigen »Epilogischen Einakter zu Goethes Tod« klingt der überaus lustige Band mählich aus. Die Frage jedoch bleibt: War Goethe nun »Superbester« oder »Riesenarsch«? Oder hängt das vielleicht von den jeweiligen Kontexten ab?

Folgerichtig dockt Eckhard Henscheid an einen besonders kreglen Strang der zeitgenössischen Kontextproduktion zur Literatur an: Hier machen die Frauen in Goethes Leben den Mann im Dichter und den Dichter im Mann sichtbar. Eher zartfühlend und sichtlich um historische Gerechtigkeit bemüht erzählen Mutter, Schwiegertochter, Ehefrau, die Geliebten und schließlich »Gretchen Faust« ihre Version der Geschichte. Daß sich die Damen – teils auf »todchicen Inline-Skates« – allesamt als philologisch äußerst beschlagen zeigen, ermöglicht eine wissenschaftliche Neubewertung ihrer Verdienste auf dem neuesten Stand: »Nur wir Frauen«, schreibt Christiane Vulpius, »machen doch sein Kraut fett!!«

Daß aber das Goethe-Geschöpf Gretchen dem Henscheid, wie in eben ihrem Kapitel angedeutet, schlußendlich die Liebste von allen ist, bricht womöglich eine mächtigere Lanze für die Literatur als anderes. Und könnte somit auch als sachte Kritik an der Fetischisierung des Biographischen oder sogar der literaturwissenschaftlichen Beckmesserei schlechthin gelesen werden.

Literatur-Konkret 1999, S. 44

Joachim Rohloff

Bier für Heimweh

Günter de Bruyn: Deutsche Zustände. S. Fischer, Frankfurt a. M. 1999, 280 Seiten, 38 Mark
Rezension

Dieses Buch wird Wolf Jobst Siedler der Gräfin Dönhoff aufs Nachtkästchen legen. Denn was der Autor über Fontane sagt, gilt auch für ihn selbst: Seine »Grundhaltung« ist »gut ›fritzisch‹«. Wenige Minuten vorm Beginn des dritten Jahrtausends erkennt man einen guten Fritzen daran, daß er weinenden Herzens zwischen Niederwutzen und Hohenbarnim durch den märkischen Sand stapft und die allgemeine »Geschichtslosmachung« beklagt. Manch ein Herrensitz, den ein älterer Fritz »im zweiten Jahr seiner Thronbesteigung« erbauen ließ, ist seit langem zerstört. Wenn's die Russen waren, darf der betrübliche Zustand »als Konsequenz einer blutigen Verfehlung verstanden werden«. Wenn's aber Ulbricht war, dann kann »der Kahlschlag ... nur zornig machen und müßte, wäre genug Kultur- und Traditionsbewußtsein vorhanden, zu einer Wiedergutmachung durch Neuaufbau, zumindest des Stadtschlosses führen«. Wiedergutmachung? An Preußen, jawohl. Denn »das wahre Verhältnis Preußens zu Hitler wurde erst am 20. Juli 1944 deutlich, als der Versuch zur Korrektur vieler Irrtümer auf tragische Weise mißlang«.

De Bruyn wundert sich, weil die Kirchen im letzten Jahr der DDR so voll waren und heute so leer sind. »Die Hoffnung«, der deutsche Osten werde wieder protestantisch werden, »hat sich, wie auch jene, daß die Bundesrepublik mit ihrem Wort zum Sonntag, ihrem Religionsunterricht in den Schulen und ihrer Militärseelsorge ein stark christlich orientierter Staat wäre und dadurch die Wiedervereinigung eine Stärkung der Kirchen nach sich ziehen würde, als Illusion erwiesen.« Deshalb empfiehlt de Bruyn preußische Tugenden und innere Mission. Wir müssen unserer Jugend die höheren Werte »vorleben«. Wer das Loch in der Seele, das Gottes Tod gerissen hat, mit klassischen Gedichten stopft, kann auf den Fluren des Sozialamts immerhin die »Glocke« rezitieren. Ist aber nicht trotzdem der Türke mit der niedrigeren Wartenummer, wenn er an seiner Perlenschnur fingert, spirituell irgendwie besser drauf?

»Die Schnellebigkeit unserer Zeit ist so schwindelerregend geworden, daß dauerhaft einzig der Wechsel erscheint.« Donnerschlag! Nur aus der Verzweiflung darüber, daß einem sonst gar nichts mehr einfällt, kann wohl der Mut wachsen, die trivialsten Topoi konservativer Kulturkritik auf allerniedrigstem Niveau noch einmal vorzutragen. Herauskommt verzopftes Denken in verkorkster Sprache.

Deutsch spricht de Bruyn womöglich mit Knechten und Hunden, mit seinen Lesern jedenfalls nicht. Jean Paul habe sich in späten Jahren auf den Heimweg nach Franken gemacht, »angeblich des Bieres wegen, das aber vielleicht nur der Deckmantel für Heimweh war«. So sind sie halt, unsere preußischen Dichter: Fritzischkeit kennt kein Pardon.

Literatur-Konkret 1999, S. 45

Horst Pankow

Verklärung des Idylls

Peter Handke: Lucie im Wald mit dem Dingsda. Eine Geschichte. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1999, 96 Seiten, 26 Mark
Rezension

Schwer zu sagen, was heute von engagierten Autoren erwartet wird. Vor etwa dreißig Jahren trat die neuere deutschsprachige Version dieser Spezies mit der immer noch im Bewußtsein der Zeitgenossen präsenten, typischen Attitüde an: gegen den scheinbaren Mainstream zu schreiben. Das offenkundige Gegen verbarg nicht selten das ebenso offenkundige Für. Für den wirklichen Mainstream nämlich, der, als historische Notwendigkeit imaginiert, die Emanzipation dieses oder jenes gesellschaftlichen Subjekts von überkommenen Einschränkungen an die Ufer der Nation spülen würde. Vorläufig endet die Entwicklung engagierter Autoren bei deren Ununterscheidbarkeit von gewöhnlichen Pressekommentatoren. Dennoch will die Erwartung, schreibendes Engagement müsse sich im Dagegensein artikulieren, nicht verschwinden. So wurde mit Peter Handke einer zum engagierten Autor, der seit den frühen Siebzigern diese Zumutung von sich gewiesen hatte, den das dafür zugeteilte Stigma des Innerlichkeitstrottels vor konformistischer Schande bewahrte. Erwartet hätte man nun nach seinem die traditionellen Vorgaben durchaus erfüllenden Engagement gegen die Zerstörung Jugoslawiens viel, aber kein Märchen. Oder etwa doch?

Handkes Gegner werfen ihm einen Hang zur Idylle, zur »antimodernen« Rückwärtsgewandtheit vor, während sie selbst mutig dem tosenden Wind der »Moderne« zu trotzen glauben. Und *Lucie im Wald* kann als Verklärung des Idylls der Familie, der Natur, der kindlich-magischen Weltsicht gelesen werden. Die kleine Lucie lebt mit ihrer Mutter, die Polizeichefin ist oder eine Schauspielerin, die eine Polizeichefin spielt, und ihrem Vater, dem Flüchtling, er ist und heißt »Zitterer«, in einem Haus zwischen dem »fernen Meer« und dem »nahen Wald«. Ihr wichtigstes Problem ist neben dem nervigen »Zittern« des Vaters seine Manie für die am Waldboden wachsenden »Dingsda«, die nie bei ihrem banalen Alltagsnamen genannt werden. Mit deren Hilfe rettet sie am Ende den der Verschwörung gegen die Staatsmacht angeklagten Vater vor der Hinrichtung. Und da ist das Märchen dann engagiert politisch: »War es denn möglich«, wundert sich Lucie, »daß ein Mensch nicht nur sterben mußte, sondern daß darüber hinaus Menschen andere Menschen aus der Welt schafften und zunichte machten?«

1995 teilte Handke der »Taz« auf Anfrage mit, er habe den Aufruf »gegen die Hinrichtung des Abu-Jamal unterschrieben, trotz der Sinnlosigkeit und der blöden Leuchtschrifthaftigkeit solcher kleinen Aktionen – ich hätte den Namen Abu-Jamal auch zu Steinen zusammenlegen können in irgendwelchem unzugänglichen Walddickicht, aber irgend etwas hatte zu geschehen, auch wenn's nicht zählt.« Das Festhalten am Richtigen trotz seiner Vergeblichkeit ist vielleicht eine sinnhafte Interpretation des einmal vielstrapazierten Adorno-Zitats von der fast unerfüllbaren Aufgabe, angesichts der Macht der anderen sich von der eigenen Ohnmacht nicht dumm machen zu lassen. Einzulösen ist es vielleicht nur noch im Märchen.

Literatur-Konkret 1999, S. 46

Christian Eggers

Götter im Gepäck

Inge Viett: Cuba libre bittersüß. Edition Nautilus, Hamburg 1999, 128 Seiten, 19,80 Mark
Rezension

Wer nichts über Kuba weiß und nichts über Inge Viett, erfährt aus dem Reisebericht ein bißchen über die Insel und ein bißchen mehr über die Autorin, die als Ex-Guerillera der Bewegung 2. Juni und der RAF ins DDR-Exil gegangen war, nach der Wende an die BRD ausgeliefert wurde und erst 1997 wieder aus dem Knast gekommen ist.

Sie war im Jahr darauf in Havanna und anderen Städten Kubas, hat in einem landwirtschaftlichen Betrieb gearbeitet, Fidel Castro gesehen, mit vielen Leuten geredet und war beeindruckt. Vor allem als es feierlich wurde: »Und dann, als die Nationalhymne erklang, ging eine einzige Bewegung durch die Menschen, wie ein einziger Körper standen die Tausenden auf, erhoben ihren Kopf und ihre Stimme. Ein Schauder zog durch meinen Körper, die Hymne klang wie ein unerschütterlicher Herzschlag für Kuba, und es schien mir, als wären viele nur gekommen, um *daran* teilzuhaben.«

Dieser Nationalhymnen-Quatsch ist nicht etwa eine einsame Stilblüte abgeschmackter Metaphorik. Es geht fröhlich und ebenso esoterisch durch das ganze Buch: »Kuba ist auf einem schweren Weg in eine unwägsame (!) Zukunft. Hat es seine Götter im Gepäck?« fragt Inge Viett zu Beginn ihrer Aufzeichnungen. Eine Antwort findet sie nicht auf ihrer dreimonatigen Reise, aber am Ende weiß sie doch: Von allen Göttern kann die Insel noch nicht verlassen sein, denn die Revolution »ist mir oft begegnet, wenn auch mit einem tiefen Schatten«. Kuba mühe sich, »seine schöne revolutionäre Seele nicht aus dem neuen hermaphroditischen Körper fahren zu lassen«.

Die Touristin, die keine sein will, sondern eine »Reisende«, trifft eine Santera, eine Priesterin der synkretistischen afro-kubanischen Yoruba-Religion, aber die ist eine Weiße, und das geht eigentlich nicht: »Mich beschleicht manchmal das Gefühl, als wäre Josefa keine richtige Santera, sondern eine Scharlatanin. Sie ist eine Weiße, der Yoruba-Kult kommt nicht aus ihrer Tradition, nicht von ihren Ahnen.« Doch halt: »Möglicherweise tue ich ihr Unrecht, denn es geht auch die Geschichte um, sie hätte einem jungen Mann, der dem Tode nahe war, neues Leben ermöglicht, indem sie ein anderes zum Verlöschen gebracht hätte, und man sagt, das funktioniere nur mit dem Einverständnis der Beteiligten und ihrer Orishas.«

Schließlich lernt Inge Viett die Kraft des Übersinnlichen auch noch persönlich kennen. Frische Kaktusblätter verdorren, weil »es zwischen der Genossin und mir ziemlich unauflösbare Probleme« gab, aber später, an Tagen »intensiver Diskussionen und guter Gefühle ... brachten die Kaktusblätter einen kräftigen neuen Sproß hervor. Das hat keine große Bedeutung, in Kuba ist es gar eine Selbstverständlichkeit, für uns war es bemerkenswert«. Und sehr heiß war es, die Sonne brannte.

Literatur-Konkret 1999, S. 46

Jürgen Roth

Glück mit Pferden

Charles Bukowski: Umsonst ist der Tod. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1999, 167 Seiten, 14,90 Mark
Rezension

Alles, was man jenem, der die Kunst pflegt, Gedichte zu schreiben, bescheinigt, ist Charles Bukowski fremd (gewesen): die höhere Stimmung, die feinere Empfindung, die Lust an Reim und Klang. Alles, was die Definitionsmächtigen des Betriebs dem Dichter Bukowski zu Lebzeiten attestierten – ein Kraftmeier und *dirty poet*, ein Fuckschreier und roher Realist zu sein – , all das hat den Humanisten und dessen Romane, Erzählungen und szenische Lyrik nie charakterisieren können.

Zu belehren über den wahren Stand seiner Artistik vermögen Bukowskis postum publizierte Gedichte. Von der »Süddeutschen Zeitung« mußte sich Übersetzer Carl Weissner vorhalten lassen, den ursprünglich 400 Seiten starken Text ungebührlich gekürzt und en détail »zusammengezogen«, »umgestellt«, »stranguliert« und »gezähmt« zu haben. Möglich. Wer die Originale nicht kennt, erleidet aber keinen Nachteil. Bukowski spielt noch einmal Motive und Konstellationen der großen Prosastücke *Das Liebesleben der Hyäne*, *Jeder zahlt drauf*, *Das Schlimmste kommt noch*, *Hollywood* oder *Ausgeträumt* durch. Die Gelassenheit, mit der er Resümee zieht, steht neben einer Verzagtheit, die konstatiert, daß ein Leben zu Ende geht, das bessere Momente kannte, aber im Verfall und im Warten auf den Tod seine lahme Pointe findet. »Alt, gebeutelt und zerschrammt / wie ich bin, habe ich trotzdem / noch Glück mit den Pferden«, ermuntert »Weitermachen«, um zu dementieren (»Der Tag«): »Ein alter Kater wird / sich vor deine Füße / legen und mit dir / warten. / Manchmal kommt der / Tod langsam. Manchmal / viel zu langsam.«

Bukowski mied die Prätention, die Bedeutung, wo das Elend keine erzeugt, und verlachte die Sinnhuber aus Politik und Kultur. Geschichte galt ihm als Ungeheuerlichkeit, als fortwährendes Verhängnis: »Das Gebiet ist erobert / die Opferlämmer sind geschlachtet / die Geschichtsschreiber ritzen es / wieder in die fahlen Mauern ein / die Bankiers rackern ums Überleben / die Mädchen malen sich die / hungrigen Lippen an / die Hunde genießen einen / kurzen trügerischen Frieden«. Der Rest: kleiner, nie unterbrochener Terror, Demütigung, Mutlosigkeit. Die »Verdammten« schikanieren sich gegenseitig – die Eltern ihre Kinder, die Liebenden ihre Partner, die Freunde ihre verbliebenen Wegbegleiter. Wir treffen Bukowskis niederträchtigen Vater wieder und die verzweifelte Mutter, sehen die leeren Straßen, die deprimierenden Abendhimmel und hören den Outlaws, Spießern und Gekränkten zu. Spricht Bukowski pro domo, nimmt er den Ton gänzlich zurück. Die Summe der Liebe (»Wir hatten dauernd Krach / wegen irgendwas«) schießt mit der Summe der Biographie zusammen: »Die Kinder, die um das / rote Auto rennen und ihre / guten Nichtigkeiten / schreien – auch sie / werden einmal alte / Leute sein und durch / letzte Augenblicke / gehen ...«

Bukowski, dem das Schreiben die schlimmsten Bedrängnisse des Deklassierten nahm, entkam den Verhältnissen nicht. Die Prosagedichte von *Umsonst ist der Tod* wollen weder Gedankenlyrik sein noch überreden oder Sentiment schöpfen. »Ich schreibe aus dem Bauch. / Von der dunklen Seite. / Von dem, was mich / martert«, und mehr bedarf eine moderne Poetologie kaum, die bei der Wirklichkeit verweilt: »Stell dir vor, es gab mal / Burschen wie Kierkegaard und / Sartre, die fanden das Leben / noch absurd und schlugen sich / mit der Angst herum, dem / Ekel, dem Nichts. Der Tod / war für sie noch ein / Damoklesschwert. / Jetzt haben wirs mit einer / anderen Sorte zu tun. / Die wachen am Morgen auf / und ihr einziger Gedanke / ist: Wann gibt□s / Mittagessen?«

»Ein Bier ergattern oder / mal einen Whisky, das war schon / der Sinn des Lebens, nur daß / keiner Geld hatte«, erinnert sich Bukowski. Gälte Würde etwas im »Chor der literarischen Stimmen« (H. Karasek et al.), der »Mann mit der Ledertasche« gäbe den nuschelnden, knarzigen Vorsänger. So ruht er nun, endgültig.

Literatur-Konkret 1999, S. 48

Marit Hofmann

Tu's jetzt!

Rezensionen

James Salter: In der Wand. Roman. Berlin Verlag, Berlin 1999, 256 Seiten, 38 Mark

ders.: Dämmerung und andere Erzählungen. Berlin Verlag, Berlin 1999, 192 Seiten, 36 Mark

Schon mal vom Lesen Höhenangst gekriegt? Der spät entdeckte US-Autor James Salter bringt es scheinbar mühelos fertig, Bathophobiker mit Angstschweiß und pochendem Herzen zusammen mit dem vermeintlichen Helden seiner neuesten deutschen Romanveröffentlichung »in der Wand« hängenzulassen. Während der fanatische Bergsteiger Rand, der seine Ungebundenheit und seinen Drang nach männlicher Selbsterprobung über alles stellt, in immer schwindelerregendere Höhen hinauf will, sucht man sich von der selbstmörderischen Verlockung, in die Tiefe hinabzublicken, mit der Fragestellung abzulenken, ob der ehemalige Jagdflieger Salter sich etwa noch immer für derlei Extreme begeistert und nun vielleicht einem hemingwayschen Naturburschenwahn verfallen sein könnte. Forciert wird diese ungute Vermutung durch ehrfürchtige Schilderungen des charismatischen Protagonisten aus der Sicht seiner Kumpel oder der sitzengelassenen Frauen. Den eigentlichen Schock halten am Ende jedoch nicht die gekonnt zugespitzten Katastrophenszenarios von Abstürzen und übermächtigen Naturgewalten bereit, sondern die Entlarvung des großen Abenteurertraums als eine Geschichte des Scheiterns und Eingeständnis der Unmöglichkeit menschlichen Zusammenlebens.

Um allzumenschliche Defizite und die unüberwindbare Differenz zwischen den Geschlechtern kreist auch der Ende der Achtziger verfaßte Erzählungsband *Dämmerung* in virtuosen Varianten, die den irreführenden Wechsel der Perspektive auf die Spitze treiben und doch immer nur auf eins hinauslaufen: Ernüchterung.

In »Akhnilo« versteigt sich ein Familienvater in die nächtliche Vision, im Gesang eines unbekannten Vogels die entscheidende Botschaft seines Lebens zu vernehmen, die aber bei dem Versuch, aufgeschrieben und festgehalten zu werden, entrinnt. In »Via Negativo« muß man hilflos mitanhören, wie sich ein erfolgloser Schriftsteller, der fürchtet, seine junge Geliebte zu verlieren, mit scheinbar banalen Äußerungen immer weiter ins Verderben redet: »›Was liest du?‹ fragte er. ›Gogol.‹ – ›Gogol ...‹ Er schloß die Augen und begann laut zu zitieren ... ›Hast du Wein da?‹ Er nahm ihr die Flasche ... aus der Hand ... ›Hab ich den gekauft?‹ – ›Nein.‹ – ›Kam mir auch nicht so vor.‹ Er roch an ihm. ›Sehr gut. Den hat dir wohl jemand geschenkt‹, bemerkte er. Sie füllte sein Glas ... ›Weißt du, Viking ist an mir interessiert‹, sagte er plötzlich. ›Sie interessieren sich für meine Erzählungen ... Mußt du gerade jetzt gehen?‹ – ›Ich bin schon zu spät dran.‹ – ›... Na ja, ich muß sowieso nach Hause und arbeiten‹, sagte er. ›Wohin gehst du?‹ – ›Um elf bin ich wieder da‹, sagte sie.« Ein Kommentar erübrigt sich. Salter ist grausam. Als letzte Gewißheit bleibt: »Der Sommer mit seinen Hoffnungen und den langen Tagen war vorbei.«

Peter Schneider: Eduards Heimkehr. Rowohlt Berlin, Berlin 1999, 410 Seiten 45 Mark

Das ist allerdings auch eine Kunst: Ein überflüssiges Buch mit einem noch überflüssigeren Nachsatz zu beenden. Alles ist frei erfunden, Ähnlichkeiten mit toten oder lebenden Personen rein zufällig, versichert P. S. in seinem P. S. (Kam mir doch gleich irgendwie komisch vor, daß Protagonist Eduard beim Geschlechtsverkehr angeblich immer samt Bett zu Höhenflügen in die berühmte Berliner Luft abgehoben und über den Hauptstadtdächern geschwebt sein soll.) Nun ist zwar Glaubwürdigkeit der Handlung ein denkbar ungeeignetes Kriterium zur Beurteilung von Belletristik – doch wo einem stilistisches Ödland entgegengähnt, abgesehen von einigen wahrlich atemberaubenden Momenten, in denen »ihre Brüste ... ihn unter der Jacke wie zwei Augen ansahen« oder Eduard sich »wie eine Bodenstation« fühlt, da wäre die Lektüre – ich will nicht sagen: erträglich – aber vielleicht immerhin zumutbar gewesen, hätte der Autor sich einen weniger peinlichen Plot einfallen lassen als die plumpe Parallelführung der erfolgreich abgewickelten deutschen Wiedervereinigung und der am Ende nicht minder glücklich behobenen Vereinigungsschwierigkeiten im Ehebett (nur die raketenartigen Formulierungshöhenflüge bis zum endgültigen Orgasmus der Gattin der Bodenstation gehen selbstredend in die Hose).

Da fragt man sich mindestens so »ungläubig« wie Eduard selbst, was »ein welthistorisches Ereignis, dem zweifellos eine fette Überschrift in den Geschichtsbüchern gebührte, in seinem Eheleben zu suchen haben könnte«, und immer ungläubiger lauscht man den Worten, mit denen die zickige Gemahlin dem zwischenzeitlich in die USA abgewanderten Berlinheimkehrer Eduard seine wiedererwachte Vaterlandsliebe verdirbt: »Sie erlebe die Ankunft all dieser lange Unterdrückten, glücklich Befreiten ... als eine Inbesitznahme des Westens durch den Osten, die den ... Kosmospolitismus West-Berlins zerstören werde. Sei es denn nicht viel wahrscheinlicher, daß das bißchen Westen ... nun in den Sog des Ostens geraten werde? ... Woher überhaupt die Gewißheit, der Kommunismus habe abgedankt? Sein offizieller Abgang von

der Bühne der Geschichte – am Ende sei das vielleicht nur eine geniale Überlebenslist, das endlich entdeckte Mittel zur massenhaften und erfolgreichen Unterwanderung des Westens.« Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Diese an und für sich nicht reizlose Phantasie ist so sicher, wie bei Schneider »die Diktatur« durchgängig als Synonym für die DDR verwendet wird, natürlich als Schreckensvision gemeint. Dafür wird Eduards NS-Großvater so vollständig rehabilitiert, daß sein Enkel das Immobilienerbe im Osten, den Hausbesetzerchaoten zum Trotz, guten Gewissens antreten kann. Und sein Schöpfer kann seinen rechtmäßigen Anspruch auf den Titel, auf den er es, eine Andeutung im Buch verrät's, offensichtlich abgesehen hat, geltend machen: »Dichter der Einheit«. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig.

David Sedaris: Nackt. Haffmans, Zürich 1999, 351 Seiten, 39 Mark

»Die in diesen Geschichten beschriebenen Vorfälle haben sich wirklich zugetragen.« Das glaubt man diesem Autor sofort, auch wenn es einem lieber wäre, er hätte doch zumindest manchmal um des Effektes willen ein wenig übertrieben. Warum mußte sich David Sedaris, der »zu Hause nicht mal barfuß« herumläuft, »geschweige denn nackt«, beispielsweise ausgerechnet einem Selbstversuch im Nudistencamp unterziehen und ihn in der titelgebenden Geschichte auch noch der von soviel masochistischer Wollust faszinierten Öffentlichkeit vorwerfen? Womöglich, weil er weiß, daß die persönlichen Macken, aus denen er in seinem vermeintlichen Seelenstriptease keinen Hehl macht, nur ein Klacks sind gegen den dabei ans Licht kommenden Wahnsinn einer stumpfsinnigen, ressentimentgeladenen und von der grausamen Doktrin des Positive Thinking besessenen US-Gesellschaft. Selbst die von Konventionen befreiten Nudisten entpuppen sich, wenn Sedaris sie über ihre aus der Art geschlagenen, »textilorientiert« lebenden Kinder klagen hört, als nicht minder borniert als der verklemmte Rest: »Da versucht man, anständige Menschen aus ihnen zu machen, und dann das.«

Weit entfernt davon, ein anständiger Mensch zu werden, hat sich Sedaris – anders als all die begriffsstutzigen Erwachsenen, die nichts mehr von der Schwere des kindlichen Daseins wissen – den ungläubigen Blick bewahrt, mit dem er die Willkür der gesellschaftlichen Normen seziert. Er hat weder die Grausamkeit sogenannter Ferienfreizeiten und die Nöte kleiner Jungens beim Entdecken homosexueller Neigungen vergessen noch die schlichte Notwendigkeit, den geheimen Einflüsterungen eines Schuhs zu gehorchen (»›Zieh mich aus‹, flüsterte er. ›Poche dir mit meinem Absatz dreimal gegen die Stirn. Tu's jetzt gleich, schnell, niemand wird was merken.‹«) oder die sechshundertsiebenunddreißig Schritte des Schulwegs zu zählen: »Wenn ich die Anzahl der zurückgelegten Schritte vergaß, mußte ich zurück zur Schule und von vorn anfangen. ›Schon wieder da?‹ fragte dann der Hausmeister. ›Kannst nicht genug kriegen von der Schule, was?‹ Er hatte nichts verstanden. Ich wollte lieber als sonstwas zu Hause sein; das Hinkommen war das Problem.«

Die nervösen Ticks des Kindes konnte Sedaris schließlich erfolgreich auf einen bis vor einigen Jahren auch in den USA noch allgemein anerkannten Tick, das Kettenrauchen, verlagern; seine haarsträubenden Erlebnisse bei seiner langjährigen Arbeit als Putzmann, Krankenpfleger, Apfelpflücker oder Weihnachtsengel in einer Shopping mall suchte er in Tagebüchern zu verarbeiten, aus denen er heute als Kultstar in einer eigenen Sendung im US-Kultursender National Public Radio vorlesen darf. Doch der plötzliche Erfolg konnte Sedaris glücklicherweise nicht zu einer positiveren Einstellung zum Leben bekehren: Er vermißt nicht nur die regelmäßigen Abläufe seines Putzjobs und die Wut seines Vaters auf den mißratenen Sohn, sondern wertet seine in lapidarer Komik vorgebrachten Gesellschaftsanalysen auch noch als die Arbeit eines »Typisten« ab – und sagt damit ausnahmsweise einmal nicht die Wahrheit.

Literatur-Konkret 1999, S. 48

Gunnar Schubert

Ohne Lutz

Lerke von Saalfeld (Hg.): Ich habe eine fremde Sprache gewählt. Bleicher Verlag, Gerlingen 1999, 274 Seiten, 39,80 Mark Rezension

Der oft und ausführlich geschmähte Peter Handke schrieb vor einigen Jahren, daß es doch eine schöne Sache sei, daß GOtt dem Menschen zu Babel die Sprache verwirrte. Und so sind, wie es in den Sprüchen Salomonis heißt, »Tod und Sünde ... in der Gewalt der Zunge«. Die Sprachverwirrung kann auch eine Erfreulichkeit in dem Sinne sein, daß unterschiedliche Erzählweisen einander auf wunderbare Weise beleben. Man vergleiche nur die *Ge□chich□en a□ □ 1.001 Nacht* mit den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Sind erstere oppulent bis ins Detail, zeichnen sich letztere durch eine fast schmerzende Kargheit aus.

Daß es also schön ist, wenn das eine auf das andere trifft, mag die Literaturwissenschaftlerin Lerke von Saalfeld bewegt haben, eine Zusammenstellung mit dem Titel *Ich habe eine fremde Sprache ge□ □hl□ □ A□ □l□ ndi□che Schrif□□□ell de□ □□her*auszugeben. Ihre These aber ist, daß »ausländische Schriftsteller, die Deutsch zu ihrer Literatursprache gewählt haben, ... belegen, in welcher Vielfalt sie der deutschen Literatur Farbe und Reichtum verleihen«. So gelange »eine Lebendigkeit und Vielseitigkeit in die deutsche Literatur, die den hausgemachten Eintopf zu einer wohlschmeckenden Kost verwandelt«. Zum Beleg der Nützlichkeit der Autorinnen und Autoren gibt es zum jeweiligen Gespräch einen kurzer Textauszug. Mit von der Partie sind Rafik Schami, Hung Gurst, Franco Biondi oder Galsan Tschinag. Und so steht □ man glaubt es kaum, aber Papier ist geduldig □ der Prager-Frühlings-68er Ota Filip neben der anmutigen Könnerin Yoko Tawada.

Ungeachtet der Klagen über die □ im Vergleich zu Kolonial- bzw. Einwanderungsländern wie England, Frankreich oder USA □ dürftigen Einflüsse von außerhalb auf die deutschsprachige Literatur, versündigt sich von Saalfeld bereits im Vorwort mit gewagter Bildersprache an ihrem Anliegen. So heißt es auf Seite 17: »Ota Filip haßt □Wurzeln□, sie riechen ihm zu stark nach blutgetränkter Erde □ also gibt es für ihn auch keine □Ent-Wurzelung□.« Nur interessiert das eine Seite später nicht mehr, denn da sind Filips »Themen hingegen ... verwurzelt in der Mitte Europas, in Mähren und Böhmen«. An anderer Stelle ist von der »Wiederbelebung versunkener Gefühls- und Erlebniswelten in der Türkei« die Rede. Aber auch: »Von Meridian zu Meridian knüpft der syrische Lyriker Adel Karasholi poetische Bande, um das ungleiche Paar Ölbaum und Eiche in sich zu vereinigen.« □ »Frei von jeder sentimentalen Nostalgie« gelingt es einem Autor, die »Welt der albanischen Minderheit in Kalabrien wieder zum Leben zu erwecken«, eine Welt, die selbstverständlich eine »vergessene und unbekannte« ist. Und Rafik Schami muß sich von der Herausgeberin unterstellen lassen: »Seine Geschichten sind gewebt aus den blumenreichen Metaphern des Arabischen und der realistischen Präzision des Deutschen □ listig miteinander verschlungen.«

An dieser Stelle habe ich das vom Redakteur anempfohlene Buch in die zuständige Ecke geworfen. Was soll das auch für ein Buch über die fremde Sprache sein, in welchem der bekannteste Sprachnomade, nämlich Lutz, Lutz Rathenow, dem bekanntermaßen sogar die eigene Sprache eine fremde ist, nicht einmal erwähnt wird?

Literatur-Konkret 1999, S. 50

Gerhard Henschel

Kaderwelsch

Christian Bergmann: Die Sprache der Stasi. Ein Beitrag zur Sprachkritik. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999, 134 Seiten, 19,80 Mark
Rezension

»180 laufende Kilometer schriftliche Archivalien«, soll uns laut »Welt«, das Ministerium für Staatssicherheit hinterlassen haben, »also in etwa die Strecke Paris – Lisieux.« Christian Bergmann zitiert den Satz und fügt hinzu: »Es ist schwer, sich diese Länge vorzustellen – selbst wenn man weiß, daß Lisieux in der Norman-

die und schon fast am Kanal liegt. Noch schwerer fällt es, sich vorzustellen, daß jede Seite dieser Akten von oben bis un-

ten beschrieben ist – meist sogar engzeilig.«

Ich weiß nicht, wo Lisieux liegt, aber wenn ich wollte, könnte ich mir sage und schreibe 180 Millionen Kilometer von oben bis unten engzeilig beschriebener Akten vorstellen, ohne dabei mehr als 18 Kalorien zu verlieren. Jedermann kann das, selbst Christian Bergmann. Er meint es auch gar nicht so. Er hat es nur so hingeschrieben, auf die Gefahr hin, wie ein Koberer auf dem Jahrmarkt zu klingen: Kommen Sie, staunen Sie! 180 Kilometer Archivalien! Es ist unvorstellbar! Es entspricht der Strecke Paris – Lisieux!

Dabei hätte es genügt, die Zitate aus den Akten für sich sprechen zu lassen. Der ganze Jammer des realexistierenden Sozialismus faßt einen an, wenn man von »feindlich-negativen Personen und Personenkreisen« liest, die »operativ bearbeitet« werden müßten, vom »IM-Vorlauf ›Toni‹«, der die Aufgabe erhalten habe, »die Verdächtige gegenüber anderen Punkern als ›Popperfreund‹ und ›friedfertig‹ hinzustellen«, oder von Analysen, die »in gründlicher Auswertung der Ergebnisse der ständigen Einschätzung der Wirksamkeit der Arbeit mit den IM« vorgenommen worden seien. Die Sprache der Stasi war so trostlos und tot wie ein Nummernschloß.

Es ist weder bedauerlich noch verwunderlich, daß mit solchem Kaderwelsch irgendwann kein Staat mehr zu machen war. Aber Bergmann macht es in seinem engagierten *Beitrag zur Sprachkritik* auch nicht besser als die alten MfS-Esel: »Eine Sprache«, schreibt er, »entfaltet sich in mehreren Teilsystemen, für die sich die Bezeichnung ›Ebene‹ als zutreffend erwiesen hat.« Solche Sätze kann nur ein Sprachkritiker verfassen, der der deutschen Sprache gegenüber feindlich-negativ eingestellt ist.

Literatur-Konkret 1999, S. 50

Oliver Maria Schmitt

Darmstadt, rette uns!

Christian Meier (Hg.): Sprache in Not? Zur Lage des heutigen Deutsch. Wallstein Verlag, Göttingen 1999, 112 S., 28 Mark Rezension

Sprache in Not? Jein! Auf die zum Buchtitel gewordene quälende Frage gibt diese von Christian Meier herausgegebene Aufsatzsammlung die erwartungsgemäß klare und eindeutige Antwort. Schließlich haben sich herausragende Sprachforscher, Vollinguisten und hochgelahrte Zauseln der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung dieser Frage angenommen, und dies nicht aus freien Stücken, sondern weil da etwas schwer auf ihnen lastete: »Wir können eine Zuständigkeit, eine Verantwortung für die deutsche Sprache nicht von der Hand weisen« (Meier). Beklagt wird daher mal wieder das unaufhaltsame Vorpreschen des Englischen, der »Rückzug der deutschen Sprache insgesamt aus ganzen Gebieten der Wissenschaft« und überhaupt.

So dramatisch die Frage, so gelassen jedoch die Antworten. Der Volkswirtschaftler Knut Borchardt stellt lapidar fest, daß Deutsch zumindest für die Ökonomen »schon lange keine Welt-Wissenschaftssprache« mehr ist, und überrascht mit verblüffenden Details: »Kürzlich ist ermittelt worden, daß der Anteil derjenigen Wissenschaftler in aller Welt, die Deutsch immerhin lesen können, in der Volkswirtschaftslehre kleiner ist als bei den Chemikern.«

Wer hätte das gedacht? Die heulenden und zähneklappernden Sprachhausmeister, die bei Neo- und Xenologismen alleweil mahnend auf den Duden klopfen, informiert der Linguist Hans-Martin Gauger mit sympathischer Offenheit über die genuine »Hilflosigkeit« der Sprachwissenschaft: »In dem, was sich als Sprachbesitz einer Gemeinschaft niedergeschlagen hat und fortlaufend niederschlägt, kann es Fehler und Fehlentwicklungen nicht geben.« Na also! Ähnlich souverän klärt auch Jörg Drews in seinem sehr lesenswerten Aufsatz »Auf dem Weg zum Denglitsch« die Frage, wieviel Angloamerikanisch die deutsche Sprache noch abkann – nämlich eine ganze Menge; der Wortschatz kann und wird sich ändern, die Sprache jedoch nicht.

Ein vielgestaltiges und glücklicherweise nicht allzu verzweifeltes Brevier zur allgemach anhängigen Sprachmisere, das außerdem erneut den klaren Beweis erbringt, daß Professoren keine Witze machen können: Die dem Bändchen angehängte Märchensatire »Deutsch im Glück«, die der Romanist Harald Weinrich in einer lauen Stunde ausbaldowert hat, gehört zum Schlechtesten, was mir in diesem Bereich jemals untergekommen ist. Der Rest kommt, wie angedeutet, eher cool.